

*Juerg Kilchherr*

*Die Poesie der Menschen*



Juerg Kilchherr  
Die Poesie des Menschen  
**©Alle Rechte liegen beim Autor**  
**eBook-Ausgabe by eBookCom**  
**International eBook edition**  
**Citrus Heights, CA 09/2000**

**ISBN 3-8311-0492-1**

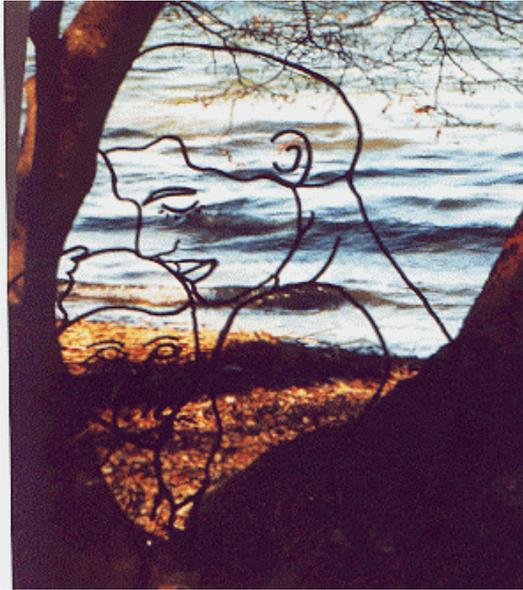
## **Inhaltsverzeichnis**

- 5 Von der Liebe**
- 7 Chancenlos**
- 20 Spurlos verschwunden**
- 30 Die Verwechslung**
- 36 Der Tod**
- 37 Lukas und die Tiere  
auf dem Bauernhof**
- 49 Der Verlorene**
- 51 Der lebendige Tode  
vom Schwarzsee**
- 60 Zwei Kätzchen**
- 61 Freundschaft**
- 67 Begegnungen**
- 73 Die Versuchung**
- 87 Meine Mutter**
- 88 Flüchten**
- 93 Das Unsichtbare berühren**
- 96 Das Model**
- 101 Die Tiere in der Stadt**
- 108 Grafiken**
- 109 Flamenco**
- 114 Gestalten gestalten**
- 120 Monolog**
- 123 Aphorismus**

## **Vorwort**

Juerg Kilchherr wurde am 12.8.1965 in Courlevon, Kanton Freiburg, in der Schweiz, geboren. Nach beruflichen Umwegen studierte er im zweiten Bildungsweg Publizistik in Zürich und arbeitet heute als freier Journalist, Publizist, Sänger, Grafiker und Schauspieler. Er lebt in Zürich. Das Buch zum Kunstprojekt “Die Poesie der Menschen” ist eine literarische Auseinandersetzung mit spannenden Geschichten von Menschen aus der modernen Schweiz, die dank ihrer fiktiven Erzählweise allgemeingültig sind und auf jedermann überall zutreffen können. Zum Kunstprojekt gehören auch die CD “PopSoulPoesie” mit Popliedern und der musikalischen Umsetzung einiger im Buch vorkommenden Geschichten sowie Grafiken. Sie können auf der Internetseite **[www.juergkilchherr.ch](http://www.juergkilchherr.ch)** angehört, betrachtet und bestellt werden.

## Von der Liebe



er warf den schatten des todes  
die klippe hinunter  
ließ menschliches weltlich sein  
gab der form keinen halt  
er sah den mond, die sonne berühren  
und war da  
er glaubte an die liebe

die ketten gesprengt

den ernst besiegt  
im zweifel der seele  
liegt die wahrheit  
er glaubte an die liebe

ohne liebe würde er nicht glauben  
ohne liebe würde er nicht wünschen  
nicht hoffen, nichts geben  
nichts kennen, was sich lieblich nennt  
er glaubte an die liebe  
und war ein menschenkind

## Chancenlos

Die Dusche kühlte ab. Mila öffnete den Vorhang. Tiefend nahm sie das Handtuch aus der Hand von Mischa, ihrem Bruder. Im beschlagenen Spiegel erkannte der Fünfzehnjährige die Konturen des reifen Körpers seiner Schwester, den blutroten spitzen Mund, die mandelförmigen braunen Augen und die langen hennagefärbten Haare. Jeden Tag verbrachte Mila eine Stunde im Bad um das Feuer zu bändigen, das ihren Körper heimsuchte, seit sie Mischa liebte. Auf drei Finger goss ihr Bruder ein wenig Lavendelöl, rieb es mit einer sanften Bewegung über ihre Schulterblätter, schob ihr Haar zur Seite, strich über die kleinen Brüste. „Mischa, ich habe Angst“. „Vergiss Kurt Fürst. Ich lieb dich. Wenn Du nicht Angst hättest, würdest Du riechen, sehen, hören, fühlen wie ich.“

Mila drehte sich, das Badetuch fiel zu Boden. Die Pupillen von Mischas schwarzen Augen begannen zu zittern, die Lippen unter dem feinen Schnauz öffneten sich. Ihr erster Kuss.

„Erschießt mich doch“, rief Kurt Fürst, den Polizisten zu, die um ein Uhr seine Wohnung stürmten. Der Dreiundsechzigjährige hat nichts mehr zu verlieren. Vor einer halben Stunde hatte er Mischa auf dem Pauseplatz der Sekundarschule Gurmels erschossen. Aus nächster Nähe schoss er ihm in das Herz. Das Kaliberprojektil drang in den Hohlraum, durchdrang die Blutgefäße. Mischa sackte vor den Augen seiner Schwester und der übrigen Bandmitglieder der Hip-Hop Gruppe „Chilli“ zusammen. Im Hintergrund ertönten die Beats ihres neuen Songs „Krieg“ aus dem Ghettoblaster. Kurt dreht sich um,

zielte auf das Kassettenradio, drückte wieder ab.

Nach dem Todesschuss ging Kurt Fürst zurück in seine Wohnung, griff zum Telefon und alarmierte die Ambulanz. Dann trat er wieder auf den Balkon, den Revolver noch in der Hand, bestaunte seine Geranien und die kleinen Schweizerfahnen in den Kästchen und schrie auf den Pausenplatz hinunter:  
„Du verdammter Kosovoalbaner“.

Bei der ersten Einvernahme im Gefängnis Bellechasse durch den Freiburger Untersuchungsrichter, sagte Kurt Fürst, das Motiv für seinen Mord, sei der Lärm gewesen, den diese Ausländerfamilie im Haus und Mischa mit seiner Musik draußen verursacht habe. Doch die wahren Gründe lagen tiefer und begann 1990 in Bosninen-Herzogovina und Gurmels.

Muslime, Kroaten und Serben regierten nach den ersten Mehrpartienwahlen der Nachkriegszeit Kroatiens, weil keine Partei das absolute Mehr gewonnen hatte. Dies passte den Muslimen nicht. So begannen muslimische Nationalisten mit der Schaffung eines eigenen Staates, die bosnischen Serben wollten aber Jugoslawien nicht verlassen. Als ein Jahr später Serbien Präsident Milosevic und Kroatiens Staatschef Tudjman die Aufteilung Bosnien.-Herzegovinas beschlossen, brach der Krieg aus. Misha und Mila Vasic und ihre Eltern flüchteten über Deutschland in den Kanton Freiburg nach Gurmels.

In dieser Zeit half Kurt Fürst seinem Bruder Fritz beim Krirschegewinnen. „Du, Fritz, bei uns im Block sind jetzt auch welche.“ „Du meinst die Jugos, die am Montag ankamen. Der Meier von der Post hat

es mir gesagt. Und, schon was gesehen?

„Gehört. Einen Saukrach machen die, vor allem die Jungen mit ihrer Musik und die Alten, wenn sie streiten. Ich sage Dir, Fritz, die müssen wieder raus. Ich will keine Ausländer in meinem Block. Jetzt, wo ich in zwei Monaten pensioniert werde, will ich meinen Frieden und Zeit für meine Geranien.“

Kurt Fürst Wünsche auf ein friedliches Leben nach seiner Pensionierung wurde schon am Nachmittag zunichte gemacht. Kurt stürzte vom obersten Tritt der Leiter. Fiel auf den Kopf. Die Diagnose lautete komplizierter Schädelfraktur. Im Inselspital Bern schwebte er eine Woche lang zwischen Leben und Tod.

Seit seinem Unfall litt er an chronischen Kopfschmerzen, musste starke Medikamente nehmen. Er

wurde arbeitsunfähig, verschlossen und verbittert. In der Beziehung zu seiner Umwelt aggressiv und schroff. Von einem Moment auf den anderen wechselten oft seine Stimmungen und machten eine angenehme Unterhaltung unmöglich. Die Leute im Dorf und im Block wandten von ihm ab wegen seinem Fremdenhass. Dieses Elend interessierte die beiden Teenager Mischa und Mila nicht, obwohl sie schon bald die Leidtragenden wurden.

„Sorry, aber mein Alter machte wieder mal Stress“, entschuldigte sich Mila für das zu spät Kommen. „Der wollte mich nicht auf die Strasse lassen. Hat wohl Angst, ich werde gleich vergewaltigt, in diesem Kaff. Wann begreift der endlich, dass wir hier in der Schweiz leben und nicht mehr in Jugoslawien“

Sie schmiss ihr Skateboard in die Ecke des Probelokals von „Chillis“, der Hip-Hop-Band, die Mischa mit anderen Dorfjungen gegründet hatte. Seine Schwester schrieb die Raps für den Song „Krieg.“

„Hast die Schüsse gesampelt, darunter der Anfang von „Apokalypse now“ und wenn Milas Gesang einsetzt, die Beats.“

„Gesnallt Beat?“, fragte Mischa, den Keyboarder.

„Voll fett“, gab der Hip-Hopper durch. Mila griff nach dem Mikrofon:

„Wer wird der Nächste sein, boom boom mitten in der Nacht, weggemacht“ begann Mila zu reimen „nie mehr den lieben, der mir gestern der Nächste war, boom boom mitten in der Nacht.....“

Ihr Gesang verstummte, Tränen flossen Mila über die Wangen, sie sank zu Boden. Mischa bückte sich, gab ihr einen Schluck Redbull.

„Ich kann nicht mehr“, schrie Mila in den Raum hinaus und schmiss das Getränk an die Wand.

„Wisst ihr, was Milosevics Truppen mit Verwandten von meiner Mutter gemacht haben?“ fragte sie die Jungs.

„Die serbische Polizei fand die Dorfbewohner von Velika Kursa und Maili Kursa, wo zwei Brüder meiner Mutter wohnten, im Wald, wo sie Zuflucht gefunden hatten. Sie befahlen den Frauen und den kleinen Kindern, das Gebiet zu verlassen und nach Albanien zu gehen. Die Männer und Burschen durchsuchten sie, nahm ihnen ihre Identitätspapiere weg. Befahl ihnen, in ein unbewohntes Haus zu gehen. Als die Männer und Burschen im Innern des Hauses versammelt waren, eröffnete die serbische Polizei das Feuer auf die Gruppe. Nach mehreren Minuten Gewehrfeuer häuften die Soldaten Heu über die Männer und Burschen und zündeten sie an. 105 Kosovoalbaner kamen ums Leben.

Ich kann heute nicht singen,  
verdammst, ich will diesen Krieg nicht  
... versteht ihr?“ fragte Mila die  
Jungs.

„Shit“ ... rief der Schlagzeuger und  
schlug mit voller Wucht mit den  
Stöcken auf das Fell des  
Instrumentes. Minutenlang. So lang,  
bis sich in seinem Kopf wieder dieser  
Knacks einstellte und er wieder klar  
denken konnte. Seine Finger waren  
blau vor Schmerz.

„Leute, mit der Musikprobe wird das  
heute nichts, komm las uns an den  
Schiffenensee fahren“, warf der  
Keyboarder in den Raum, „Mila, ich  
nehme dich hinten drauf.“

„Darf ich die Lady bitten“, fragte  
Beat, der Keyboarder auf dem Boot  
seines Vaters mit ausgestreckter Hand  
Mila auf dem Steg. Mischa sprang  
von hinten rann, rief noch „Diese  
Frau gehört mir“, packte seine

Schwester an den Beinen, gemeinsam fielen sie ins Boot, blieben aufeinander liegen. Lange. Beats Augenbrauen zogen sich zusammen, schaute verstohlen den Schlagzeuger an.

„Die sind wohl ein Paar“, warf er in die Luft, ohne das es Mischa gehört hätte.

Schmiss den Motor an, auf der Höhe von Petit-Vivy ließen sie das Boot auf dem See treiben.

Ein Joint machte die Runde.

„Am Tag, als wir flohen, trat ich im Morgengrauen in den Park vor unserem Haus“, begann Mischa zu erzählen, „ich wusste, wenn wir zurückkämen, wurde nichts mehr so sein wie früher. Niemand würde je dem anderen vertrauen können. Die Soldaten würden von Alpträumen geplagt werden, die Frauen, die hier blieben, wussten, weil sie niemandem im Ausland hatten oder die UNO ihnen nicht half, würden sie umgebracht werden oder vergewaltigt

werden. Ich sah alles vor mir, wie ich das manchmal hab, wenn mich das, was die Welt im Inneren zusammenhält, die Liebe, nicht mehr trägt und der Hass alles tötet. Ich ging zum Baum mit der Schaukel, setzte mich drauf. Plötzlich begann eine Nachtigall zu singen. Sie sang von der Liebe. Da merkte ich, dass es hinter all dieser Gewalt, diesem Morden, eine Welt gab, die die Taten der Serben verurteilte. Dieser Gedanke gab mir Hoffnung. Bis heute.“ Mischa schloss seine Augen, Tränen flossen über seine Wangen. Beat reichte ihm sein Taschentuch. „Kehrt ihr wieder eines Tages zurück? fragte er dann. „Nicht bevor die „Chillis“ Superstars sind“, brüllte Mila in die Gegend und das Echo bot keine Antwort, ob dies je zutreffen werde.

Kurt Fürst schäumte vor Wut auf seinem Balkon, als er sah, wie sich die „Chillis“ auf dem Pausenplatz

trafen, den Playknopf des  
Ghettoblasters drückten und Mila zu  
rappen anfang. Die Proben für ein  
Benefizkonzert zugunsten der  
Kriegsflüchtlinge in Bosnien  
begannen.

Die Jungs wirbelten, schlängelten auf  
ihren Rücken auf dem Boden herum,  
führten Breakdance vor.

Die Dorfbewohner staunten, lachten.

Kurt Fürst, krank, alleine, arbeitslos  
auf seinem Balkon mit den Geranien  
und Schweizerfähnchen schäumte vor  
Wut. Nach einer Zeit feuerte er mit  
einem seiner zwei Gewehre, dem  
Luftgewehr Schüsse ab. Milas  
Gesang verstummte, doch im Innern  
schrie es weiter, jetzt erst recht.  
Regen fiel auf den Vorplatz. Zu  
Hause in Jugoslawien würde sie jetzt  
einen Bottich unter die Dachtraufe  
stellen, jeden Tropfen sammeln für  
Mutters Garten. Jetzt blieb sie auf  
dem Vorplatz stehen, fühlte die  
Nässe.

„Komm endlich unters Dach, flüsterte Mischa in ihr Ohr, als er mit seiner Jacke über dem Kopf seine Schwester aus dem Regen wegzog.

„Jetzt brauche ich eine warme Dusche,“ sprach Mila zitternd.

„Okay, Jungs, machen wir morgen nach dem Mittagessen wieder hier ab, wir müssen nochmals alles proben“, rief Mischa den Bandkollegen zu.

„Mischa, ich habe Angst, Angst vor diesem Typen“, flüsterte Mila, als beide die Treppe zur Wohnung hinauf gingen.

Mischa drückte seine Schwester zärtlich an sich.

Zwölf Stunden später war er tot.

## Spurlos verschwunden

Ich wollte mit der Freiburger Bahn nach Cressier fahren. Zwischen Belfaux und Pensier blieb der Zug aber immer wieder auf offener Strecke stehen, und wir Passagiere begannen bald miteinander zu sprechen und die Fenster zu öffnen. Es stank. Der Schaffner lief durch den Wagen und brüllte: “Sortez, mes dames et messieurs”.

Draußen sahen wir, dass die Lok brannte und beißender Rauch biss uns in die Nase.

Es war Spätsommer und fast Mittag. Die Luft war warm und ich trug Shorts. Vom Fluss la Sonnaz hörte ich das Plätschern des Wassers, das Zirpen der Grillen in den Kornfeldern von la Corbaz und die Worte der verängstigten Passagiere neben mir. In zwei Stunden würde ich Wachtmeister Vonlanten von der

Murtener Polizei auf dem Stüssihof in Courlevon treffen wegen des spurlosen Verschwindens meines ehemaligen Nachbar Ernst. Übers Natel sagte er mir, die Streife von Pensier werde mich bis nach Courtepin führen, den Rest solle ich gehen. Ich war kein Sportsfreund.

Seit Montag, den 12. März, ist es still geworden auf dem Stüssihof in Courlevon. Die Schweine, Gänse, die Kaninchen sind inzwischen verschwunden, die Jagdhunde und die Freiburger Kühe verkauft, der Muni geschlachtet. Dem Stier war noch am Morgen ein Nasenring verpasst worden. Tut das ein Bauer, wenn er beschlossen hat, am selben Tag seinen Hof und seine Tiere für immer zu verlassen?

Auf dem Aluminiumschild des Briefkastens steht sein Name, Ernst Schmid.  
Ernst ist das elfte von dreizehn

Kindern, Schmidts haben ihn vor siebzig Jahren gezeugt auf dem Bauernhof, den er an jenem Montag verlassen hatte. Am Sonntag war er noch bei mir im Maleratelier, hab ihm ein Bild verkauft (siehe Titelbild). Ein abstraktes Gemälde von Maria und Joseph. Ernst liebte meine Kunst. Er war oft in meinem Atelier an Sonntagnachmittagen, wenn es ihm langweilig war. Er sagte immer: “Jürg, in deinen Bildern sehe ich ein spirituelles Licht, das mich unsichtbar verführt.”

Jetzt, ein halbes Jahr später, ich war nach Freiburg gezogen wegen meiner Arbeit als Grafiker, sagte mir Wachtmeister Vonlanten auf dem Stüssihof in Courlevon, der Fall sei ein besonderer Fall, einer, der ihn auch persönlich beschäftigte. “ Wir haben nach allen Seiten ermittelt, das Dossier ist umfangreich, aber wir haben” und er kratzt sich im Haar, nicht die kleinste Spur, die uns

weiterhülfe.” Wachtmeister Vonlanten ist seit dreißig Jahren im Dienst, und er hätte den Fall gerne noch geklärt, bevor er pensioniert wird, weil er mit Schmid oft auf der Jagd gewesen war und ihn persönlich kannte. Kannten wir ihn wirklich?

An jenem Montagmorgen, dem 12. März, nachdem dem Muni der Nasenring eingetan worden war, fuhr Ernst mit seinem Hürlimanntraktor hinunter nach Murten. Mit dabei wie immer seine Berner Sennenhündin. Um zehn Uhr hatte Ernst einen Termin im Spital Merlach bei Raffael Meier, Spezialist für Lungenerkrankungen. Hier hinterließ Ernst sein letztes Lebenszeichen. Der Arzt bestätigt: Ernst war nicht mehr krank, er atmete wieder regelmäßig, hatte keinen schleimigen Auswurf mehr, die Lungenentzündung war verheilt.

Wenn einer fortgeht, wegtaucht aus

dem Leben der anderen, sind die Zurückgebliebenen in Frage gestellt. Wie war ihr Verhältnis zu Ernst? Was wissen sie über ihn? Warum ist er gegangen, wohin? Verschwindet einer von ihnen, ist das Dorfgespräch. Die Dorfbewohner beginnen zu suchen. Sie suchen nicht im Unvorstellbaren und sie verdächtigen jeden.

Ernst hat vor seinem Untertauchen sein Bankkonto nicht geleert, einen Sparstrumpf hat er nicht besessen, es fehlen keine Reisedokumente. Die Fahrzeuge, der Hürlimanntraktor und das Velo, sind auf dem Hof. Wachtmeister Vonlanten sagte, wenn Ernst noch lebte, gäbe es Hinweise. Aber von Ernst gibt es keine Botschaft. Er ist zwar national ausgeschrieben wie all die anderen 2000 Personen, die jährlich spurlos verschwinden ohne Abschied. Ernsts Signalement kann man auf der Internetseite der Kantonspolizei unter

“Gesucht” anklicken:

160 cm groß, schlank, hagere Gestalt,  
spitze Nase, Glatze, spricht  
berndeutsch, schlecht französisch,  
trägt dritte Zähne, geht gehemmt.

Diese Vermissmeldung traf auch am  
14. März auf dem Büro von  
Wachmeister Vonlanten ein. Erstattet  
hatte ich sie, und Ernsts Tochter  
Heidi. Ernsts Frau Josephine lebt in  
Neuenburg, sie waren geschieden, da  
sie ihn geschlagen hatte, weil er nie  
sauber zu sich und den Tieren war.  
Tatsache war, dass Ernst die  
überzähligen Hunde, die die Berner  
Sennenhündin geworfen hatte,  
eigenhändig erschlagen hatte, die  
Schweinekoben entsprachen nicht  
mehr den gesetzlichen Vorschriften,  
eine Gans wurde von den Hunden tot-  
gebissen und dann tagelang vor dem  
Haus liegengelassen. Die Schweine  
hatten keinen Auslauf. Einzig die  
Freiburger Kühe und die  
Jurassierpferde, beide Ernsts ganzer

Stolz, hielt er in tadellosem Zustand.  
Dies stellte auch der Freiburger  
Kantonsarzt Pierre Blanche fest, als er  
unerwartet mit Wachmeister Volanten  
eines Tages auftauchte, weil  
Tierschützer Ernst angezeigt hatten.  
Diese Anzeige traf Ernst bis in Mark.  
Sein Wesen, ein Wesen aus  
Gothelfszeiten, verstummte, das  
freimütige, gutherzige Gemüt war  
dahin.  
Ich war damals schon weggezogen.  
Ernst hatte keinen Freund mehr.

Nach Ernsts Verschwinden wurde die  
Freiburger Polizei aufgeboten. “Wir  
haben das Haus zweimal umgekehrt“,  
sagte Vonlanten, “das Güllenloch  
wurde ausgepumpt, das Heu aus dem  
Stock geholt und in Ballen gepresst,  
alle Winkel des Hauses untersucht.  
Nichts. Die hügeligen Wälder von  
Courlevon durchkämmt. Die Stollen  
der Flüsse und Brunnstuben mit dem  
Militär durchforscht. Nichts.  
Nichts fehlte.”

Nichts?

Nicht ganz, mein Bild war weg, doch das wusste der Wachtmeister nicht.

Wachtmeister Volanten sagte, Josphine, Ernsts Frau, sei am 11. März abends noch bei ihrem Mann gewesen. Sie habe die Küche und die Stube geputzt. Als sie um 22 Uhr ging, seien noch drei ihr unbekannte Personen auf dem Stüssihof gewesen, Ernst habe mit ihnen im Stall gesprochen. Zwei Tage später, als die Polizei nach Ernst suchte, standen auf dem Küchentisch zwei Schnapsgläser, zwei Mostgläser, Brot und Speck, ein drittes Glas fehlte.

“Eigenartig ist doch, dass auf dem Tisch keine Brosamen zu finden waren”, sagte Volanten, ”während die Gläser dreckig waren. ”

Die Identität der Gäste ist bis heute ungeklärt.

Es gibt im Haus keine Hinweise auf

ein Verbrechen, keine Spur von Menschenblut. Ernst besaß keine Waffe. Aber er besaß zwei Bolzenschussapparate, wie sie bei der Schlachtung von Schweinen verwendet werden. Mit Bolzenschussapparaten ist es in der Schweiz schon zu Unfällen, fahrlässigen Tötungen und Entleibungen gekommen. Beide Apparate blieben unauffindbar - bis gestern, vier Monate nach Ernsts Verschwinden. Gestern lag einer der zwei Bolzenschussapparate in Ernst Briefkasten.

Wer hat ihn da hineingelegt? Volanten steht vor einem Rätsel. Eine haargenaue Untersuchung durch den Kriminaltechnischen Dienst Freiburg verläuft ohne Ergebnis, und der zweite Apparat bleibt unauffindbar.

“Entweder ist Ernst unterwegs” sagt Volanten ”oder es hat sich ein Verbrechen ereignet. Ich neige, ohne

mich festzulegen, zur Annahme, dass Ernst sich ein Leid angetan hat.”

Als Wachtmeister Volanten sprach, schaute ich zum Himmel. Mein inneres Auge sah Maria und Joseph, mein Bild, das spurlos verschwunden war wie Ernst.

Joseph hielt ein Schaf in den Hände, und es war tot.

## Die Verwechslung

Ich wünschte, er wäre weg.

Die Abendsonne warf den Schatten des Marokkaners auf den staubigen Lehm Boden.

„Venez monsieur, venez, mon ami“, rief dieser unter dem Balkon meines Hotelzimmers in die heiße Luft, die regungslos über Marrakesch lag. Nur der einsetzende Gesang vom Moscheenturm erlöste mich von der Aufdringlichkeit des Einheimischen, der beim ersten „AALLAHHH ...“ von einem Moment auf den anderen verschwunden war.

In der plötzlichen Stille der Strassen, im Innehalten allen menschlichen Tuns wusch ich mir den Schweiß von der Stirn, ließ das Wasser über die geschwellenen Adern meiner Hände laufen und wusste nicht wie weiter. Fortan würde jede Bewegung, jede Geste, jedes Wort darüber

entscheiden, ob ich Opfer eines Verbrechens würde oder nur als einer von vielen betrogenen Touristen Marokko wieder verlassen würde. Dies war klar.

Ich zog die Vorhänge zu, lies mich auf das Bett fallen. Der Ventilator kreiste über mir, als mich die Müdigkeit überkam und die großen Geister mit Säbeln mich in die Tiefen des Schlafes rissen.

Zwölf Stunden später sah ich, wie in der Hotelhalle schleierverhüllte Frauen Pfefferminztee tranken. Einen Geschmack, den ich als Parfümhersteller liebte. Doch jetzt konnte mich dieser Geruch nicht beruhigen, denn ich sah, wie der Portier einen Bettler, der von draußen auf die Gäste im Foyer zeigte, fortschickte. Jetzt war ich als Schweizer stadtbekannt, denn die Bettler hatten meine Anwesenheit in Windeseile untereinander ausgetauscht. Warum nur ich?

Trotzdem ging ich aus. Die Schlange  
tanzte zügelnd zu den  
Flötenklängen, ein Affe führte eine  
Artistiknummer vor, dem einäugigen,  
fabulierenden Mann lauschte die  
Menge auf dem Marktplatz. Ich  
drückte meine Tasche fest an mich,  
roch die Orangen, Datteln, die  
getrockneten Wurzeln, das Leder.

„Monsieur?“ fragte eine Stimme.  
„Ja, ah, oui?“ Und schon stand ich  
maskenlos da. Ich sank in meiner  
Einsamkeit zusammen, sträubte mich  
nicht gegen die Hand von einem  
Jungen, die mich packte und wegzog  
vom offenen Marktplatz zum  
Teppichhändler Ali. Hier traf ich auch  
den aufdringlichen Marokkaner von  
gestern Nachmittag wieder.

Die Flammen der Öllampen loderten  
spärlich, als ich eintrat und gleich  
gezwungen wurde, einen Vortrag  
über die Farben, die Formen, die eine  
unbekannte Geschichte erzählten,

anzuhören. Trotzdem wollte ich nichts kaufen.

Plötzlich traten aus allen Winkeln des Raumes dunkle Männer mit Bärten. Sie bliesen einige Flammen aus. Umkreisten mich. Die Angst riss mir die Augen auf. Der Mund blieb stumm. Sekunden der Angst zu den Taktschritten der Wölfe. Mein Gesicht suchte den Himmel, verzweifelte im Dunkel, bis eine alte Stimme aus einem Nebenzimmer endgültig über mein Schicksal entschied und rief "Non!"

Der Junge packte mich sofort an den Ärmeln, die Ladedüre mit dem großen Schloss öffnete sich. Draußen blies uns der Wind Saharasand in die Augen. Während ich hustete, wickelte der Junge in Windeseile seinen Turban ums Gesicht. Packte mich erneut an der Hand. Immer wieder stieß er mich durch die Gassen des Labyrinthes der Medina. Vor einem

Brunnen begegneten uns zwei  
kreuztragende Geistliche. Ich blieb  
stehen. Der Junge blickte mich  
hasserfüllt an. Ich tötete mit letzter  
Kraft den Blick dieses Diebes,  
schmiss einen Dinar auf den Boden  
und lief und lief und lief davon.  
Kurz vor Mitternacht überreichte mir  
ein Diensthote des Hotels einen  
schlecht zu lesenden Brief.  
In ihm stand:

*„Seit Jahren hassen wir die  
Franzosen. Jetzt im Krieg mit Kuwait  
noch mehr. Mein Junge meinte, sie  
seien einer. Die Verwechslung tut mir  
leid. Er hat heute gelernt, niemanden  
nach seinem Aussehen zu verurteilen.  
Wir müssen lernen, unseren Zorn zu  
zügeln.  
Ali Kuri, Teppichhändler,  
Marrakesch.“*

Als der Brief Stunden später im  
Lavabo meines Hotelbadezimmers  
zwischen meinen Fingern verbrannte,

erinnerte ich mich an den Traum mit  
Geiern von letzter Nacht. Ich wusste  
plötzlich, was ich angeschaut, aber  
nicht gesehen hatte, war heute  
eingetroffen. Ich war Opfer der  
politischen Umstände geworden,  
obwohl ich die Möglichkeit gehabt  
hätte, dies zu verhindern. Hätte ich  
nur den Offenbarungsgedanken des  
Traumes von letzter Nacht zu  
entschlüsseln gewusst.

Die Karten des Lebens für das Spiel  
des Schicksals legt die Nacht.

Hab ich das nicht schon immer  
gewusst?

## **Der Tod**

die letzten ahornblätter beben  
in heißem selbstverzehr zum himmel  
auf dem weg weg von mir

voll erregtem leben ist dieser wald  
wie die vergangenen jahre hinter mir

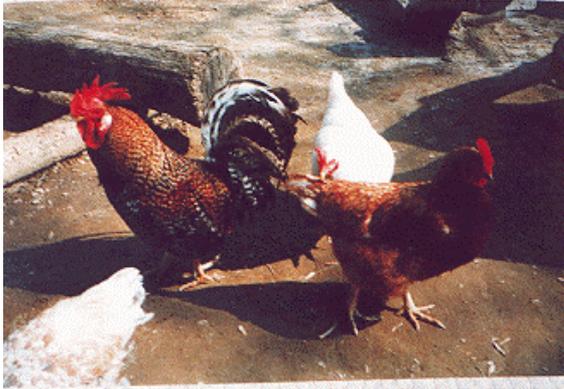
zwischen holz und schiff  
spiegeln sich meine narben im teich  
vor mir

den alten atem kann ich riechen  
faul, vermodert  
wie die pilze neben mir

Die waldesstille tief und feucht  
ruft die vergangenheit  
aus dem dunkel zu mir

den himmel schauert's  
zuwider meiner festen lebenshülle  
nahm er an der kuppel  
meine seel von mir

## **Lukas und die Tiere auf dem Bauernhof**



### Kindergeschichte

Lukas musste noch auf seine Mutter warten, bevor beide den Weg durch den Buchenwald zur Kirche gingen. Im Moment drückte die Mutter mit ihren kräftigen Armen Bettwäsche ins schäumende Wasser des Zubers. In ihm badete der zehnjährige Lukas gerne mit seinem Vater, doch der war nicht da.

Als der Bauersohn eines Morgens ins Esszimmer mit der Botschaft stürzte, die Katze habe vier Junge geboren, sah er, dass seine Eltern weinten. Er stoppte abrupt. Mit langsamen Schritten näherte er sich dann an Mutters Schürze, drückte seinen Kopf in ihren Bauch.

„Lukas, vor wenigen Minuten gab Gernerl Guisan im Radio die Mobilmachung bekannt“, versuchte die Mutter dem Jungen die Situation zu erklären, „dies bedeutet, dass dein Vater ins Militär muss, noch heute. Weg von hier, an die Landesgrenze nach Basel.“

Langsam blickte Lukas in ihre verweinten Augen über den Tisch mit dem dampfenden Morgenkaffee auf Vater. Auch seine Augen waren nass. Vater streckte die Hände aus, berührte Lukas' Gesicht, strich ihm das blonde Haar aus den Augen. Stille im Raum. Nur das Feuer loderte im Ofen, die zu trocknenden Pfefferminzblätter auf

dem Backstein dufteten, manchmal knackten die Scheiter.

„Lukas, du bist von heute an neben unserem Knecht Antonio, der einzige Mann auf dem Hof. Ich zähle auf dich, mein Sohn, dass du Mutter hilfst. Versorge draußen vor allem die Kleintiere gut. Den Gaul muss ich ins Militär mitnehmen“, befahl ihm sein Vater Georges und fragte auf französisch nach: „Est-ce que tu as tout compris?“ Lukas nickte.

Seither hatte er den Vater nie mehr gesehen, nur brieflich von ihm gehört. Bis seine Mutter an diesem Oktobersonntagmorgen mit Lukas in den Gottesdienst ging, sprang der Junge auf den Vorplatz des Hofes hinaus. Vom Dachgiebel bis zur hintersten Ecke des Geräteschuppens war dieses Haus ein Ort, wo Dutzende von Tieren lebten. Jedes hatte in irgendwelcher Ecke eine Nische gefunden, wo es geboren,

aufgezogen, gejagt wurde und schließlich starb. Durch seine Beobachtungen hatte Lukas bereits den Kreislauf des Lebens erkannt.

„Komm Minusch, komm zu mir“ rief Lukas dem grauen Kater zu. Doch der hörte nichts. Ihn machte das Gurren der Tauben auf den Dachvorsprung ganz nervös. Sein Schwanz zuckte auf dem Boden schnell hin und her. Seine spitzen Ohren konnten diesen Gesang nicht länger ertragen. Er musste handeln. Sprang die Stufen der Treppe zum Balkon hinauf, strich an einigen Blumentöpfen vorbei. Die scharfen Krallen gruben sich tief ins Holz des Balkens, als er hinaufkletterte. Wie von tausend Nadeln gestochen, so schmerzte es ihn, dieses Federvieh anzusehen. Nur noch wenige Zentimeter vom Taubenschlag entfernt, setzte er sich auf seine Hinterpfoten, sprang. Die Tauben putzten noch ihre Flügel, als der Kater durch die Luft wirbelte,

dann flogen Dreck und Federn auf. Der Kater biss mit seinen eckigen Schneidezähnen in die Gurgel einer Taube. Mit den Pfoten hielt er die noch flatternden Flügel unten. Blut trat aus. Die Taube röchelte noch, versuchte zu fliegen. Doch der Kater packte mit dem Maul das Opfer, versuchte es wegzuzerren, balancierte mit ihm auf dem Gebälk, bekam aber Übergewicht. Das tote Tier flog auf den Vorplatz. Pflatsch.

„Da hast wieder mal Glück gehabt“, rief Lukas dem Kater nach, „ich geh mal deine Frau besuchen.“

Die vierfarbige Katze säugte auf dem Heustock ihre Jungen. Ausgemergelt sah sie dabei aus. Doch die Augen blickten zufrieden auf ihren Nachwuchs.

Plötzlich ertönte ein fürchterliches Miauen aus dem Hinterraum.

Keine Minute verstrich, ehe sich die Mutter erhob, um nach dem Ausreißer

zu suchen. Im Maul brachte sie ihn zurück ins Nest.

„Ach, da bist du,“ erklang eine tiefe Stimme hinter Lukas Rücken. Erschrocken drehte sich der Junge um. Ein Lächeln huschte über seine Lippen, denn es war Antonio, und der hatte eine Arbeit für ihn: „Du hast vergessen, die Hühner und Kaninchen zufüttern. Auch die Schafe brauchen noch Heu“, befahl ihm der Knecht.

Die Hennen gackerten schon laut, als Lukas beim Hühnergehege ankam. Ein kurzer Blick über den Draht des Geheges. Der Fuchs war diese Nacht nicht da gewesen, aber jemand anders. Noch verstreute Lukas ahnungslos die Körner, goss frisches Wasser nach, griff mit der rechten Hand ins Sägemehl, tastete nach den Eiern, als in Windeseile etwas an seinen Beinen vorbeihuschte und

hinter den Futtersäcken verschwand. Lukas rannte ihm nach. Packte eine Schaufel und versuchte mit dem Stiel hinter die Säcke zu kommen. Passte einen Moment nicht auf und schon huschte das Gespenst hervor. Lukas erkannte nur noch den langen Schwanz. Schlug mit der Schaufel danach, verfehlte aber den Marder um Haaresbreite. Der sprang zur Türe hinaus.

„So ein frecher Kerl“, schrie Lukas dem Dieb nach, als er bemerkte, dass der Marder in einem Nest vier Eier ausgesogen hatte.

Im Freigehege hatte der Hahn mit der roten Kappe ein Argusauge auf seine Hennen. Krähte in den Vormittag hinaus. Offensichtlich aber hatte der stolze Herr dies noch nicht gesehen: Ein Huhn pickte ständig an der Kehlkappe eines anderen, zerrte ihm auch noch am Kamm, zupfte an dessen Federn. In Lukas stieg bei diesem Anblick die Wut hoch. Sprang

dem Querulanten nach. Er sprang dem Taumler nach. Laut gackernd rannte dieser davon. Ließ aus lauter Angst, Kot auf den Boden fallen, in den Lukas trat. „Nein, auch das noch,“ brüllte er das Tier an, „ du dummes Huhn!“

Der stinkende Kot war schnell mit einem Grassbüschel weggewischt.

Auf dem Weg zu Anton schnitt Lukas die Schnur der gepressten Heuballe, die er mühsam mit sich schleppte, in die Finger. „Aua, aua, schrie er auf. Warf das Gewicht auf den Boden, führte den Finger in den Mund, kühlte den Schmerz. Gar keine Freude bereitete ihm jetzt der Gedanke, noch mehr Kraft für die Tiere auf dem Bauernhof aufzuwenden.

„Doch es muss sein. Ich habe es Vater versprochen“, ermunterte er sich, als ein fliegender Schatten über ihn zog. Am Himmel flogen die Schwalben auf der Nahrungssuche nach Süden, der Herbst war nah.

Das Heu hinter sich herziehend, ging Lukas am Schweinestall vorbei. Die Jungen mit ihren Ringelschwänzchen grunzten vergnügt im Morast. Der Eber bestieg gerade die Sau. Sofort kamen Lukas Witze aus der Schule in den Sinn. Er errötete vor Scham. Zuckte mit den Schultern und lachte: „Muss wohl so sein.“

„Wirf das Heu dorthin“, befahl ihm Antonio im Schafstall. Er hatte gerade einen Kopf eines Tieres zwischen den Beinen. Mit einer langen Schere in der Hand packte er das dichte Wollfell und begann zu schneiden. Das Schaf blökte laut. Auf den Boden fielen seine dichten Haare. Die nackte Haut kam zum Vorschein.

„Komm, Lukas, wir gehen jetzt zur Kirche“, rief ihm seine Mutter vor der Haustüre zu. Auf dem Weg entfernte sie einige Heuhalme von Lukas` Jacke und drückte ihm das Kirchengesangsbuch in die Hand.

Die gefallenen Blätter knirschten unter ihren Füßen, als sie beide durch den Buchenwald gingen. Lukas rannte los. Wirbelte die roten, gelben, braunen Blätter auf. Sie flogen der Mutter ums Gesicht. Beide lachten.

Am Waldrand hörte er von weitem er eine der drei Glocken von Courlevon. Er wusste, dass immer nur eine zur gleichen Zeit schlagen durfte, denn jede hatte etwas anderes zu sagen. Erklang die Hohe, war dies ein Zeichen dafür, dass ein Kind geborgen wurde. Die Mittlere läutete bei den Hochzeitsfesten oder beim Abendmahl. Die Tiefe begleitete einen Verstorbenen in den Tod. In den Kirchenstühlen saßen die Armen und die Reichen des Dorfes. Fast nur Frauen waren da. Alle beteten sie zur Madonna um Erbarmen von den Leiden angesichts des Krieges, der vor den Grenztoren des Landes tobte. Lukas` Hände waren während des ganzen

Gottesdienstes gekreuzt. Beim ersten Amen blickte er kurz auf. Doch er sah nicht die Furchen, die Warzen, die Tränensäcke, die roten Nasen der Leute. Er sah, wie sich Onkel Alfreds Gesicht in einen Ochs verwandelte. Die Frau des Schreiners begann wie eine Gans zu schnattern. Der Musiklehrerin wuchsen Hundeohren, mit denen sie wackelte. Die zornige Nachbarsfrau stampfte mit ihren Kuhhufen auf den heiligen Boden. Lukas öffnete seinen Mund vor Schreck, wollte schreien, doch kein Laut erklang. Plötzlich ein grelles Licht. Alle Tierkörper der Menschen fielen in einem Moment auf den Boden. Lukas` Stirn wurde nass. Er schaute zur Mutter hinauf. Sie bemerkte ihn nicht.

„Bin ich verrückt?“ fragte sich der Junge,

„oder versteckt sich in jedem Menschen ein Tier?“, Er war ratlos. Ohne den Vorfall bemerkt zu haben, kniete die Gemeinde zum Gebete

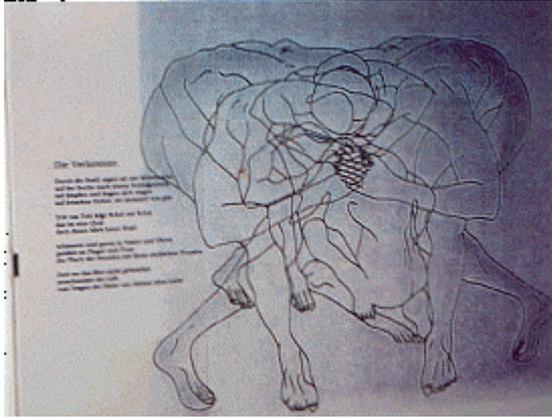
nieder. Lukas schloss seine Augen. Dachte an „Kohl“ die Katze, „Ramos“ die Ziege, „Finke“ die Ente und an all die anderen komischen Namen, die er ihnen gegeben hatte und keines hatte sich beklagt.

„Hoffentlich geht es ihnen zu Hause gut. Ach, wenn sie nun plötzlich Menschenköpfe hätten? Nein, bitte Gott, nicht“, flehte er leise.

„Psst“, ertönte es von hinten.

Auf den Knien schloss er beim „Vater unser“ alle Tiere, seine Freunde, in sein Gebet ein. Die Tiere auf dem Bauernhof waren für Lukas Götter in dieser gottlosen Zeit des Krieges.

# Der Verlorene



durch die strassen zog  
er um mitternacht  
auf der suche nach einem  
schlafgemach

mit klopfen und fragen auf fremdem  
gebiet  
wo niemand was gibt

tritt um tritt folgt schal um schal  
dies ist ein qual  
doch ihm blieb keine wahl

schmoren und goren in nasen und  
ohren  
gezählt an finger und fuß  
der fluch der stunden  
mit ihren seelischen wunden

dort, wo das blut nicht gebunden  
zerschunden der leib  
vom tragen der hiebe  
von dieben ohne liebe

## **Der lebendige Tote vom Schwarzsee**

Maria Zbinden lebte mit ihrem zweijährigen Florian an der warmen Sense zwischen Plaffeien und Schwarzsee im Kanton Freiburg in der Schweiz.

Seit einem Unfall mit dem Mährescher fehlten ihr beide Hände. Dies schränkte ihre Arbeit als Bäuerin ein. Also verdiente sie sich zusätzliches Geld im Auftrag des Gemeinderates als Verkünderin von Todesfällen. Von Hof zu Hof im steilen Gelände ging sie, um das Sterben eines Dorfbewohners den Leuten mitzuteilen.

Seit Florian auf der Welt war, mischte sich in Marias Schwermut zeitweise Fröhlichkeit, und ihre ganze Aufmerksamkeit galt ihrem Sohn, was ihren Mann kränkte. Bei ihren täglichen Spaziergängen um den

Bergsee oder wie heute auf dem Weg zum Gottesdienst erklärte Maria ihrem Sohn die Licht- und Naturschauspiele der Voralpen. Verdunkelte sich der Himmel und warf die Gipsera, der hohe Berg über dem Schwarzsee, ihren Schatten auf das Wasser, begann Maria zu singen, und die Leute im Dorf wussten, Maria versuchte, die Naturgeister zu besänftigen.

Mit einem Summen lief sie durch die Gegend, als ein Geräusch von jungen Enten im Schilf Florians Aufmerksamkeit auf sich zog. Die wollte er unbedingt sehen. Also nahm Maria den Blondkopf mit ihren Armstummeln aus dem Kinderwagen und trug ihn zum Nest, als ein Mäusebussard tief über sie flog. Maria erschrak, schaute kurz zum Himmel und verlor das Gleichgewicht, Florian fiel ins Bergseewasser.

Zur gleichen Zeit, viele hundert Kilometer weiter in Andalusien, versuchte eine Zigeunerin dem Gifferser Anton Bertschy aus der Hand zu lesen. Doch als ihr alter Zeigefinger der Lebenslinie des Senslers entlang fuhr, unterbrach sie ihre Vorhersagen. Kehrete nur die Hand um, legte einen Gegenstand hinein und formte die Hand zur Faust. Anton Bertschy erschrak und ging einen Schritt zurück. Öffnete die Faust. Einen ganz gewöhnlichen, schmucklosen Spiegel, halb blind, hatte er vor sich.

„Was soll ich mit diesem Glas?“ fragte er die Zigeunerin.

„Dieser Spiegel ist zwar klein, er besitzt aber eine besondere Gabe. Sein Besitzer kann, ob nah oder fern, tief in jeden Menschen blicken, den er sich wünscht. Du wirst ihn noch oft gebrauchen“, sagte sie ihm und schaute dabei in seine Augen

Anton Bertschy verstand nicht und ging weiter, steckte den Spiegel in seine Reisetasche und bestieg die Bahn nach Gibraltar, von wo er mit dem Schiff nach Marokko weiterreiste. Dort wollte er den Schweizer Botschafter treffen. Der Atlantik zeigte den Schiffspassagieren auf der Überfahrt nach Tanger seine ganze Kraft. Warf die Marokkaner und Touristen bei hohem Wellengang in die Luft. Vielen wurde es übel. Nur Anton noch nicht.

Er schaute die ganze Zeit in den Spiegel. Immer wieder sah er einen Fisch mit einem Menschenkopf. Es war der Kopf eines Kindes. Mit Speichel versuchte Anton die Trübheit des Glases aufzuhellen und bald bestätigte sich sein Verdacht. Es war das Gesicht von Florian, dem Nachbarsjungen. Antons Gesicht wurde bleich.

Im Hafen von Tanger angekommen, stieg ihm der Geschmack von toten Fischköpfen, die die Händler auf dem Marktplatz am Morgen vom Fischleib getrennt hatten, in die Nase. Scharen von Möwen zankten sich um die Kadaver und übertönten das Weinen hinter den Schleiern der Frauen, die einem Leichenzug über den Marktplatz folgten.

Auf einer Harasse saß ein altes Männlein mit gebeugtem Kopf. Anton ging auf ihn hin zu und wollte es nach dem Weg zum Hotel fragen. Doch das Männlein antwortete nicht auf seine Fragen, sondern sagte nur immer und immer wieder „La mort n'est pas la fin, la mort n'est pas la fin“ und drückte ihm ein Fläschchen Balsam in die Hand.

„Wozu brauche ich Balsam?“ fragte Anton, „ich bin nicht krank ...“  
„La mort n'est pas la fin“, antwortete das Männlein, Anton erschrak.

„Ich brauche dieses ganze Hexenzeugs nicht,“ fluchte Anton. Er griff in die Hosentasche und wollte den Spiegel und das Fläschchen Balsam in einem hohen Bogen ins Meer werfen. Da erhob sich ein Fisch aus dem bleigrauen, spiegelglatten Wasser. Sprang hoch ins strahlende Licht, das ihn vergoldete. Er schien sich eine halbe Ewigkeit in der Sonne zu halten, um dann wieder unterzutauchen. Zurück blieb eine Furche im Meer, die sich nicht wieder schloss.

Anton schaute in den Spiegel. Er sah Maria. Ihre Hände umfassten die Kolben der Bettstatt. Schweiß vermisste sich mit ihren Tränen. Ihr Gesicht war zerknirscht, wütend. Sie schrie im Wahn.

„Da ist etwas Furchtbares geschehen“, dachte sich Anton, „bloß was? Ich verstehe all diese Zeichen, die mir der Spiegel zeigt, nicht.“

Und dann tauchte im Spiegel wieder Florian mit einem Fischkörper auf, bevor sich die Furche im Meer vor Antons Auge schloss und der Spiegel erblindete. Die Ebbe trieb das Wasser vom Ufer.

„Ach, hier sind Sie“, ertönte plötzlich eine Stimme hinter Antons Rücken, „ich fürchtete, Sie seien erst gar nicht gekommen wegen des Unfalls“.

„Botschafter Berger, ich freue mich, Sie zu sehen. Unfall, sagten Sie? Was für ein Unfall?“ fragte Anton den Schweizer Botschafter verduzt.

„Das Schwarzseegebiet wurde von einem schweren Unwetter heimgesucht, die Bergbäche schwollen innert Minuten an, brachten Gestein und Geröll ins Tal, der See lief über, ein Junge wird vermisst.“

„Ein Jun ...?“ Anton verschluckte die letzte Silbe des Wortes.

Noch mit dem Nachtflug kehrte er in die Schweiz zurück. Es regnete in Strömen, als Anton mit dem Taxi an der Kathedrale in Freiburg vorbeifuhr.

Sein rechtes Bein begann langsam einzuschlafen. Mit Massieren versuchte er, es wieder zum Leben zu erwecken, als ihm der Spiegel aus der Hosentasche rutschte. Er schaute ihn an und sah, wie zwei Polizisten den toten Körper von Florian ans Ufer trugen, ohne dabei das Männlein im Schilf zu entdecken, das Anton in Marokko getroffen hatte. „La mort n'est pas la fin“ hörte er, es sagen und das Männlein zeigte mit dem Finger auf das Fläschchen Balsam. „Heißt das, dass dieser Balsam, den mir das Männlein gegeben hat, etwa Tote zum Leben erwecken kann?“ fragte sich Anton.

Am nächsten Morgen goss Anton mit einer hastigen Bewegung drei Tropfen Balsam auf die Stirn von

Florian, der aufgebahrt im milden  
Licht des Kirchenschiffes lag. Im  
selben Moment flog eine Krähe durch  
die offene Türe. Verzweifelt flog sie  
gegen die Reliefs, brach sich einen  
Flügel und fiel neben dem Sarg zu  
Boden. Florians Augen öffneten sich,  
die kleinen Finger berührten Antons  
Hand, doch sein Mund blieb stumm.  
Stumm wie die Fische. Seine  
Begleiter auf dem Weg vom Tod zum  
zweiten Leben.

## Zwei Kätzchen



die katze rot und der kater grau  
beide katzen sind furchtbar schlau  
in den täglichen plagen  
muss ihre liebe wagen  
gefühle zu tragen  
darum sie knurren und schnurren  
noch sind die schwänzchen in der höh  
aber hör!  
das zwitschern der vögel in luftiger  
höh  
mag ihnen gar nicht behagen  
darum der graue, der schlaue  
springt mit einem satz  
auf des baumes äußersten ast,  
wo ein junger spatz jetzt ist  
ein verzweifelter fratz.

## Freundschaft



*Der Fisch kann im Wasser nicht  
ertrinken  
Der Vogel kann in der Luft nicht  
versinken  
Das Gold kann im Feuer nicht  
verderben,  
denn es empfängt die Klarheit  
und seine leuchtenden Farben*

*Gott hat allen Kreaturen das  
gegeben,  
dass sie mit der Natur leben  
Wie könnte also ich meiner Natur  
widerstreben.*

*Mechthild von Magdeburg  
1210-1285*

Als Falkner darf ich den Zweifel nie  
an mich heranlassen. Wenn Astor die  
Flügel öffnet und sich gewaltig in die  
Luft schwingt, darf ich nicht denken,  
dass mein Falke nicht mehr  
zurückkehren könnte.

Wenn Adrian erwacht und seine  
Augen öffnet, sein Blick zum Fenster  
schweift, hinter dem die Luft, die  
Dächer, der Wasserfall und das Dorf  
Jaun liegen und er sich dann fragt,  
warum er wegen seiner Verletzung  
keinen Teil mehr davon ist, darf ich  
seinen Zweifel nicht teilen.

Beide gehören mir nicht. Sie dulden nur mit mir zusammen zu sein. Beide könnten sich von der Freiheit des Himmels verlocken lassen. Astor könnte die wirkliche Jagd den toten Mäusen in meinem Futtersack vorziehen und wegfliegen. Adrian könnte auf dem Weg zur Heilung seinen Schutzengel verlieren, könnte einem bösen Engel in die Hände fallen. Dann würde er sich umbringen, das hat er gesagt.

Über meinen beiden Freunden liegt mein Vertrauen. Wer vertraut, dem wird gegeben. Ich bin dankbar und vielleicht sogar ein bisschen demütig, weil ich mit meinen beiden Freunden eine rettende Handreichung einfach geschenkt bekommen habe. Ich bekomme einen anderen Gesichtsausdruck, wenn ich spüre, wie der Falke oder Adrian den größten Abstand in mir, die Ferne zu Gott, mir helfen zu überbrücken.

Astor ist weit oben auf dem Kappelboden gelandet. Faltet majestätisch die zwei Meter zwanzig Spannweite umfassenden Flügel zusammen. Spät in die Tiefe zu mir. Sein Kopf bewegt sich ruckartig, die Bewegung hat etwas Hochmütiges.

Adrian faltet seine Hände über meinem Nacken, meine Kraft richtet seinen verletzten Körper vom Bett auf, trägt ihn zum Rollstuhl, lässt ihn sachte darin fallen.

„Du Michel,“ sagt er, „ich habe heute Nacht wieder da unten wieder was gespürt“. Er packt seinen Penis in seiner Unterhose fest zusammen. „Du kannst mich heute wieder an die Kilbi nach Bulle mitnehmen. Ich bin wieder Mann“. Wir lachen. Adrians Rücken richtet sich auf. Mensch wird Mann durch Mitmenschen.

Ich versuche den Augenkontakt zu Astor nicht zu verlieren, hebe den Arm mit meinem Falknerhandschuh.

Aster auf der Hangspitze wendet sich ab. Ich beginne ungeduldig seinen Namen zu rufen. In meiner Stimme ist kein Befehl zu hören, keine Ungeduld - nur Erwartung auf seine Rückkehr.

Adrian lag zwei Tage im Koma. Die Zeit verstrich im Raum zwischen der inneren Welt und der Wirklichkeit. Dazwischen ein Spielraum in dem all das angesiedelt ist, was ich auch denke, wenn Astor sich ziert vom Felsen hinunterzufliegen. Die Angst vor dem Alleinsein.

In der scharfen Rechtskurve bei Charmey schoss Adrian frontal mit einem Audi zusammen. In seinem letzten Augenblick schaute er in den Abgrund zwischen Jetzt und dem Aus.

„Dort leben auch die Engel, dass weiß ich erst jetzt“, sagte er, „unterhalb der Sprachebene.“

„Dort lebt auch mein Falke.“

In Gefangenschaft bindet sich ein Falke nur an einen Menschen. In Freiheit nur an einen Partner, genau wie die Engel. Seelisch und leiblich bin ich mit dem Greifvogel und Adrian mit den Engeln eng miteinander verschlungen.

Ein heiliger Schauer, ein Jauchzen des Glücks überkommt mich, wenn ich meinen Freunden in die Augen schaue.

Es gibt Geheimnisse in mir, die weiß nur mein Falke.

Es gibt Geheimnisse in mir, die weiß nur Adrian.

Ich glaube, ich würde zerbrechen, wenn ich nicht wüsste, dass meine Geheimnisse von beiden nicht gut bewacht würden.

Ich opferte mich für Astor, passte mich seinem Instinkt an, fand wieder meinen Platz in der Natur.

Ich opferte mich für Adrian - den Rest werde ich und sein Schutzengel ihm geben.

## Begegnungen



10. Oktober, 19.15 Uhr,  
Bahnhof Freiburg, Zugankunft

Durch ein Mosaik aus klagenden  
Stimmen, verbitterten Gesichtern und  
Zigarettenrauch gehen. In der  
Bahnhofshalle dem Gesetz der  
Allgemeinheit folgen, das verbrannte  
Gesicht eines Jugendlichen nicht  
sehen, sein Leiden nicht spüren, seine  
stummen Schreie nicht hören.  
Wie grausam darf ich sein?

Auf dem Bahnhofplatz versucht eine junge Frau vor dem Maronistand die Münzen zu zählen, die sie einzeln aus der kaputten Manteltasche hervorholt. Ein kurzer Blick auf den Schäferhund neben ihr, Mut antrinken, Einsamkeit herunterschlucken, Kopf in die Höhe, Rotz ins Gesicht. „Deux cents grammes“.

Mit einer hastigen Bewegung füllt der Italiener die Papiertüte, gibt sie in ihre schmutzige Hand, ohne in ihre Augen zu schauen. Schüttelt kurz den Kopf. Die Frau reagiert prompt auf ihre Abweisung, dreht sich um, bückt sich, hebt den Mantel und den Hintern in die Höh. Marschiert triumphierend davon.

Warum rebelliere ich nicht?

Die roten Nelken, die buschigen Asten, die gelben und weißen Rosen, etwas Grünzeug dazu, die umhüllende Plastikfolie spiegelt die Regenbogenfarben, die mein Nachbar

aus der Hand der Verkäuferin  
entgegen nimmt. Er wird heute seine  
Frau lieben. Wer liebt mich?

Der Aushang der Freiburger  
Nachrichten erzählt vom Unwetter am  
Schwarzsee. Viel Arbeit wartet auf  
uns Straßenwischer. Was empfinden  
meine Arbeitskollegen für mich,  
wenn Sie sagen: „Schwule Sau?“

Blind der EPA entlang gehen, ins  
Dunkle des Parks tauchen. Warmes  
Blut, erotische Gedanken, Schweiß  
auf der Stirn, schneller Atmen. Zügig  
bis zum Tinguelybrunnen gehen. Das  
Wasser spritzt auf meine Hände, zerrt  
die Furchen hervor, grausamer  
Handspiegel.  
Bin ich schön?

Clara, der Travestit saß auf der  
Holzbank. Manchmal strickte der  
Berner in einem grünen Deux-pièces  
Socken.

„Dich sollte man erhängen, ja erschießen, schrie mir gestern ein Bärtiger über die WC-Schüsseln zu“, klagte mir Clara und fügte hinzu, „ich war allein in dieser Toilette, alle hatten hasserfüllte Fratzen, alle waren sie Mörder, und keiner war menschlich“.

Was ist das Gute im Menschen?

Ich kannte die Stelle im Berner Bahnhof, wo sich Geldscheine der Beamten und Menschenfleisch tauschten. Wo Telefonnummern die Wände tapezierten und Worte aus den Mündern mit weichem Flaum über den Lippen einladend sind wie Warenhausmusik.

Wie dunkel kann die männliche Seele sein?

„Und dort sah ich ihn.“

„Du meinst Georg?“ fragte Clara.

„Ich kannte seinen Namen nicht. Die weiße Haut, der starre Blick, der das

Bewusstsein verloren hatte. Im Dreck lag der Tod, gestern noch meine Sehnsucht. Ein Leben jünger als ich. Und wieder gingen Menschen an ihm vorbei und wieder riefen sie, ihm sei recht geschehen.

„Du dummer Kerl, warum hast du das getan?“, fragte ein Langhaariger den Toten. Stieß ihn an. Er rollte zur Seite, ein Mann mit Aktenkoffer wich aus. Aus der Distanz, den Penis in der Hand haltend, schaute ich den Toten an. Ich starrte. Plötzlich verkrampften sich meine Finger. Mir wurde übel. Ich ließ los, der Kopf wurde groß. Mit den Händen schlug ich gegen die Schläfen. Über der Leiche ein unsichtbares Gesicht, tanzend in der Luft. Seine Wangen rundeten sich, langsam lächelte es. Ich war ganz Seele.

„Und wieder zog ein Geist davon, suchend nach einem Schicksal eines Erdenbürgers, das er von oben lenken konnte“, schoss es mir durch den Kopf.

„Glaubst du an Gott?“ fragte Clara.  
„Ich weiß nicht, jedenfalls war dieser  
Typ mehr wert als das, was meine  
Begierde aus ihm machte“, murmelte  
ich.

„Ist nicht in jedem lebenden  
Menschen etwas tot, was Tote  
lebendig macht?“

Clara zuckte mit den Schultern und  
fragte nochmals: „Glaubst du an  
Gott?“

„Der Tod lächelt mir jeden Tag zu,  
was bleibt mir übrig, als einfach  
zurückzulächeln. Eine Begegnung,  
die mich glauben lässt, Clara.“-----

## **Die Versuchung Hörspiel**

Bremen, 1938, Herbst, Freitagabend  
spät.

Stimme  
(im Hintergrund leise Klaviermusik):

In Murten fiel die Familie Brehm als zivilisierte Zigeuner mit jüdischem Glauben bereits kurz nach Marions Geburt in Ungnade. Die Situation war nach dem Bekanntwerden des Steuerbetruges von Vater Brehm unerträglich. Die Familie zog weg zu Bekannten nach Bremen, wo der 22-jährige Marion als Buchhändler arbeitet.

Musik  
(Aus dem Radio erklingt der Schlager  
„Bremerhafen”  
..... und es sind die finsternen  
Zeiten....”

Er wird durch Schritte von einer Gruppe Soldaten, die durch die Strassen gehen, verdrängt.

Hauptmann

Gestapoführer Berlitz, ihre Soldaten versperren die Ausgänge des Kellers und des Hinterhofes. Ich geb mit meinen Männern der Hausmeisterin Schröder Rückendeckung.

Marion in seinem Zimmer im Erdgeschoss einen Brief schreibend: In Liebe und bis bald, Andreas, dein Freund Marion. Punkt. An das Benediktinerkloster Einsiedeln, Schweiz. Wo hab ich bloß die Marken? (sucht). Ah, hier im Dunkel liegen sie halb verstaubt.

Berta Schröder

Uuh, uuh, Herr Brehm, sind Sie da?

Marion

Kommens nur herein, Frau Schröder.  
Ich hab die Miete für das Zimmer  
schon bereitgelegt.

Es klopft. Marion einen Augenblick  
die Türe anstarrend.

Marion

Warum kommt sie nicht herein wie  
immer, ist doch sonst so neugierig.

Er steht auf und geht zur Tür. Öffnet  
sie. Wird von der Gestapo  
überrumpelt und zu Boden geworfen.

Hauptmann

Marion Brehm, Sie sind verhaftet.  
Führt ihn ab! Weg mit diesem  
Saukerl!

Marion schreiend

Was zum Teufel bemächtigt Sie, mich  
zu verhaften. Ich bin kein Jude.

Hauptmann

Rein in den Wagen mit ihm, der  
verdammte Hurensohn. Und  
nochmals Danke für die Mitarbeit,  
Frau Zimmermann.

Auto startet, fährt ab.

Hauptmann

Nun, Herr (hustend) Brehm. Als  
aktiver Widerstandskämpfer im  
Untergrund und leidenschaftlicher  
Liebhaber von Männern sind sie die  
Schande für das Reich. Der Führer  
duldet keine solchen Auswüchse des  
Bösen in seinem Reich. Für  
Abartigkeit und Widerstand geht der  
Herr nun ein wenig auf die große  
Reise ins Lager Schirmeck im Elsass.  
(Gelächter).

Autogeräusche. Ein Tor wird  
geschlossen.

Marion

Zu meinen schlimmsten Erinnerungen gehörte der Hunger, der uns täglich plagte. Vier Jahre lang. Der Hunger umgab uns und machte uns zu Tieren wie die Einsamkeit unter vielen. Als einer der Jüngsten im Lager befürchtete ich, die Aufmerksamkeit der anderen auf mich zu ziehen. Deshalb bemühte ich mich nach Kräften, nach der Arbeit mit niemandem zu sprechen. Ich zog mich in eine verzweifelte Einsamkeit zurück, in der kein einziger sexueller Wunsch aufkommen durfte. Ich war zum schwankenden Schatten meiner selbst geworden. Reduziert auf die Rolle eines stummen Beobachters von Erschießungen auf dem Exerzierplatz. Kahl der Schädel, ausgemergelt der Körper, Alter und Identität verwischt. Vier Jahre lang.

Schüsse, Explosionen, englische Stimmen. Das Schweizer Radio verkündet das Ende des Krieges. Ein Zug rattert.

Stimme

Marion Brehm wurde bis zu seiner Befreiung durch die Alliierten am 5. Mai 1945 fünfmal vergewaltigt. Nach seiner Befreiung reiste er kreuz und quer durch Deutschland Richtung Schaffhausen. Im Inneren hörte er immer zwei Stimmen. Die eigene, die Gott um Hilfe bittet und die andere, sie gehörte Andreas, dem Benediktinermönch in Einsiedeln.

Schritte auf Kies, eine Türglocke erklingt.

Ein Mönch

Wen darf ich melden?

Marion hustend

Marion Brehm, ich möchte zu Andreas Weingut.

Eine Türe öffnet sich.

Andreas

So dies ist für die nächsten Tage und Wochen dein Zimmer. Gefällt es Dir? Der Prior von Rhyn, eine imposante Erscheinung, wirst es sehen, möchte dich dann gleich begrüßen. Kommst?

Marion

Andreas, geh noch nicht, drück mich nochmals.

Mönche singen „Kyrie Eleison“.

Prior von Rhyn:

Herr Brehm, ich hoffe, Sie werden sich bei uns Benediktinern wohl fühlen. Ich werde Sie jetzt mit einem gleichaltrigen Postulanten unseres Ordens bekannt machen. Darf ich Ihnen Pascal Mäder vorstellen?

Marion

Ich errötete leicht, als ich Pascal  
Mäders Hand berührte. Sie war, wie  
die klassische Nase, das  
kastanienbraune Lockenhaar, die  
gesunde Blässe seiner Haut von  
betörender Schönheit. Meine  
Sehnsucht, den Weg in die Sicherheit  
zu einer Berufung zum Ordensstand  
der Kapuziner geriet ins Wanken.

Pascal

Nun, Herr Brehm, ich möchte Ihnen  
gerne die Bibliothek und den Park  
zeigen. Dort findet immer  
Sonntagabend ein lockeres  
Beisammensein statt. Die Mönche  
dürfen dann Bier trinken. Mönche,  
die Bier trinken, anstoßen, lachen,  
erzählen.

Marion

Pascal, ich muss dich unbedingt unter  
vier Augen sprechen. Noch  
heute Abend, die Sache duldet keinen  
Aufschub.

Prior  
Andreas Weingut, Ihrem  
Freund Marion scheint es in den vier  
Wochen, die er bei uns ist, gut zu  
gefallen.

Andreas  
Pascal nimmt sich seiner gut an.

Pascal in seinem Zimmer  
Sag nichts, Marion, ich wusste es  
vom ersten Augenblick an.

Marion  
Gibt mir heute Gelegenheit, es dir zu  
beweisen. Küsst Pascal und streicht  
ihm über die Schenkel.

Pascal  
Nicht Marion, nicht hier ... Marion, es  
kommt alles so überraschend auf  
mich zu ... Marion unser Zölibat.

Marion  
Sag nichts, lass dich gehen.

Musik. Pascal klopft an die  
Zimmertür von Marion, hinter der der  
Prior von Rhyn steckt. Geht hinein.

Pascal  
Marion, bist du da?

Prior  
Herr Brehm ist nicht da. Er hat im  
Interesse der Gemeinschaft unser  
Kloster heute Abend früh Richtung  
Freiburg verlassen. Darf ich Sie  
fragen, was Sie hier noch suchen?

Pascal  
Oh, nein. Warum haben Sie das  
gemacht? War es Andreas, der mich  
verraten hat?

Keine Antwort. Pascal spricht weiter.

Sie Prior, und all die anderen, die ihr  
selber immer in einem sexuellen  
Dauernotstand steht und mit euren  
Zölibatsverpflichtungen nicht fertig  
werdet. Heimlich euch befriedigt. Ihr

wollt mir meine Liebe wegnehmen  
und mir Vorschriften in Bezug auf  
meine vita sexualis machen?

Prior

Herr Mäder, ich verbiete mir diesen  
Ton, gehen sie auf ihr Zimmer. Sie  
stören die Nachtgebete. Und denken  
sie daran, dass die Größe eines  
Mönchs in der Selbstaufgabe seiner  
Wünsche liegt. Wünsche sind für  
erwachsene Kinder, nicht für religiöse  
Menschen wie wir. Ein religiöser  
Mensch muss stets sterben, um neu  
geboren zu werden. Verstehen Sie?  
Manche bleiben ewig Todgeburten.  
Sie denken an Gott, anstatt ihn in sich  
zu empfangen.

Geht, Schritte, in die Pascal schreit.

Verdammt sei dieser Gott. Es gibt  
Tage, da finde ich keinen Sinn in  
dieser Demut, Worte, Gebote zu

befolgen, die man nicht lieben kann.  
Ihr verdammten närrischen Verehrer.

.....nach einer Weile

Der Prior ist einfach davongelaufen.  
Ein Zug fährt, ein Schaffner ruft

Fribourg, tout le monde descend.

Bahnhofshalle, Schaffner:

Le prochain train pour Morat part  
demain

Information vers 6.30 heures, ce soir  
il n'y a plus GFM.

Wind, Regen, Schritte, ein Auto  
stoppt.

Pascal

Vous allez à Morat. Meyreiz? C'est  
près. Je peux ...?

Autotüre knallt zu. Die Kirchentüre von Murten schlägt zwei Uhr. Pascal blättert in einem Telefonbuch in einer Telefonzelle.

Pascal  
Brehm, nichts. Wie hieß doch seine Mutter, die nach der Erschießung des Vaters durch die Nazis in die Schweiz flüchtete und hier wieder ihren Mädchennamen annahm. Brudere,Blanchar, da Sonja Blanche, Bernstrasse 1. Da geh ich mal hin.

Hundegebell, die Polizei steht vor dem Haus, Ambulanz, Weinen der Mutter Marions.

Polizist zu Pascal  
Gehen Sie weg, es gibt nichts zu sehen.

Pascal verängstigt  
Was ist geschehen?

Stimme

Marion hatte sich erstochen. In seinem Abschiedsbrief war zu lesen:

*Meinem geliebten Freund Pascal, zur Zeit als Mönch im Benediktinerkloster Einsiedeln bitte ich, nach meinem Tod, mein Herz, das nur für ihn geschlagen hat, meinem Leibe zu entnehmen, um es in einer konservierenden Flüssigkeit aufzubewahren. Nach seinem Tode soll es mit ihm beigesetzt werden.*

Pascal starb 1953, fünf Jahre nach Marions Selbstmord in der Psychiatrie Waldau in Ittigen Bern an einer Tablettenvergiftung.

Musik

## **Meine Mutter**

das jahrhundert ruf ich mir herbei  
ich geh in es hinein  
meine kinder an einem tisch

mein schicksal knüpf ich an das ihre  
kein plan, sieh die tat  
das unendliche geschieht schon jetzt

so gab mir die erde mit jedem schritt  
die antwort auf den schatten um mich  
zu berühren ihre hände

und bleibt zurück  
ein ungelöstes rätsel  
wer kehrt von ihnen  
in welcher seele je zurück

## **Flüchten**

Das Flüchtlingsdrama der heute 73-jährigen Lea Prasek-Neufeld aus Hurden, Kanton Schwyz beginnt 1941, als die deutschen Truppen in Zagreb einmarschieren. Ihr als Rechtsanwalt tätiger Vater wird verhaftet, von der Familie getrennt und in einem Konzentrationslager interniert, von wo ihm die Flucht gelingt. Zusammen mit ihrer Schwester und ihrer Mutter ist Lea Neufeld in der Zwischenzeit in den von den Italienern besetzten Teil Kroatiens geflüchtet. In Susak trifft sie ihren Vater wieder. Das Glück der Wiedervereinigung der Familie währt nicht lange. Der Vater wird erneut verhaftet und mit der Familie nach Italien deportiert. Bald darauf kapituliert Italien vor Hitler. Tod oder Leben, Flucht oder Deportation in ein Konzentrationslager und keine Variante dazwischen, schießt es der Familie durch den Kopf. Jetzt gilt nur

eins. Die Flucht in die Schweiz. Die Flucht gelingt erst beim vierten Mal an der Grenze Tirano/Campocologno. Leas Vater erleidet dabei einen Herzanfall. Lea Neufeld und andere Flüchtlinge müssen sich am Schweizer Wachposten zu erkennen geben, wollen sie Leas Vater retten. Sie haben Glück, denn "nach der Schilderung des Unfalls kam der Schweizer Soldat zur Unfallstelle mit einem Korb Trauben und Brötchen und half meinem Vater, bis zur Grenze durchzukommen", berichtet Lea Prasek-Neufeld rückblickend. Mit der Bernina-Bahn werden die Neufelds nach Samedan und später mit anderen Flüchtlingen nach Zürich-Enge transportiert. Eine kurze Verschnaufpause von sechs Wochen gibt es erst später im Flüchtlingslager Adliswil. Dort schläft Lea mit Hunderten von andern Flüchtlingen auf Stroh, lernt die sehr strengen Disziplinmaßnahmen kennen, die sich

später auch in Freiburg fortsetzen werden.

War die Situation im nächsten Lager Gattikon unter der Leitung des bekannten Schweizer Kunstmalers Ernst Morgenthaler in puncto Essen und Schlafgelegenheiten besser, bedrohte ein erneuter

Schicksalsschlag die Familie von Lea Neufeld. Anfang 1944 wird die Familie auf Geheiß des Bundes auseinandergerissen. Lea kommt nach Freiburg in ein Lager für junge Mädchen im ehemaligen Kloster „La Casotte“. Hier trifft die mittlerweile 18-jährige Lea Neufeld auf Mädchen verschiedenster Nationalitäten zwischen 15 und 22 Jahren. Der Schmerz über die Trennung von Familie und die harte Arbeit bei der Kartoffelernte auf dem Feld nach der strapaziösen Flucht setzen dem Mädchen aus einer ehemals gut situierten Familie zu. Die Lagerleiterinnen, zwei sehr strenge Frauen, nehmen die Mädchen fest an

die Hand. Jeden Tag ist im Hof Appell. Die Mädchen werden gezwungen, dort bei jedem Wetter zu turnen. Die Betten mussten perfekt gemacht sein. Die Strenge der Leiterinnen erleichtert der jungen Jüdin den Aufenthalt im Freiburgischen nicht. Lea, mittlerweile hat sie den Arbeitsplatz vom Feld in die Küche gewechselt, kratzt die Reste von den Kochtöpfen, isst sie auf und frisst so ihren Frust in sich hinein. Sie leidet an Übergewicht. Alle sechs Wochen kann sie ihre Eltern in den anderen Heimen besuchen. Der einzige Sonnenschein. Nicht ganz. Für kurze Zeit bewilligt die Behörde Lea und zwei Kolleginnen aus dem Heim den Besuch des örtlichen „Lycée cantonale“. Endlich kann die später als Psychiaterin in Zürich arbeitende junge Frau lernen. Doch wie gesagt, nur kurze Zeit, nach drei Monaten droht wieder manuelle Arbeit unter strenger Aufsicht. Im August 1945

kehrt Lea Neufeld mit ihrer Familie nach Zagreb zurück, wo ihr Vater zwei Jahre später an einem Herzinfarkt stirbt. Ihre 96-jährige Mutter lebt heute noch dort. Lea Neufeld studiert Medizin und kehrt 1959 aus politischen Gründen, Jugoslawien war mittlerweile kommunistisch, in die Schweiz zurück. Sie lebt heute mit ihrem Mann in Hurden, Kanton Schwyz.

## Das Unsichtbare berühren



In einer halbjährigen Meditation kreiert die 86-jährige Anne-Marie Maillard aus Sivrizez im dem Freiburger Glanebezirk Ikonen. Eine künstlerische Tätigkeit und ein Glaubensbekenntnis zugleich.

Bis zu ihrem 65. Lebensjahr hatte Anne-Marie Maillard sieben Kinder großgezogen, als Bauersfrau in Saulgy auf der Anhöhe von Sivrizez

hart gearbeitet. Dann wurde alles anders oder Udo Jürgens' Lied „Mit 66 Jahren fängt das Leben an“ Wirklichkeit. Anne-Marie Maillard schrieb sich bei Kursen der Volkshochschule ein, arbeitete an Collagen und Aquarellen, besuchte Ausstellungen. Eine Frau verschaffte sich Raum, kämpfte für ihre Selbstverwirklichung. Es sollten noch einmal 15 Jahre vergehen, bis Anne-Marie Maillard zu ihrem speziellen künstlerischen Ausdruck fand, den Ikonen. In einem halbjährigen geistigen Austausch zwischen ihr und Gott entstehen die byzantinisch-orthodoxen Tafeln, die als geschichtliche und jenseitige Urbilder der Ostkirche gelten. Auf dreißigjährigem Lindenholz, das mit dünnem Leinen überzogen und mit sieben weißen Anstrichen bepinselt wird, malt Anne-Marie Maillard mit einer Mischung aus Eigelb und Farben biblische Figuren. Gelernt hat sie dies 1994 bei einem griechischen

Professoren an einem Kurs in Jongny im Waadtland.

Die beim Ikonenmalen erlebten Gefühle, sagt die Malerin, seien tief und kraftspendend für den Alltag, in dem sie ihren gehbehinderten Gatten Fernand Maillard betreuen muss. Hilfe bekommt sie dabei von ihrer Schwester. Beide stammen ursprünglich aus dem sanktgallischen Kirchberg, wo Anne-Marie am 14. Februar 1911 geboren wurde. Mit 20 Jahren zog sie in die Westschweiz als Haushalthilfe, später absolvierte sie in Lausanne eine Lehre als Schneiderin. Nach der Heirat begann ein normales Leben als Hausfrau, bis zu ihrer Wiedergeburt durch die Kunst im Alter.

# Vom Landschaftsgärtner zum Topmodel

## Landschaftsgärtner auf dem Laufsteig

Die Geschichte des Freiburger Modells David Lopez

kleiner Erfolg in der Welt der Modewelt nach New York, gewohnt und die ihre eigenen Schönheitsfehler zeigen abend- und nachts. Doch für den Fotografen zählt eben der ganze Mensch, die Extrarunden und die Charakterzüge der Kleidung, spricht David Lopez von seiner Erfahrung mit dem Fotografen Michel Courte.

ist ein Mann, der die Welt der Modewelt nach New York, gewohnt und die ihre eigenen Schönheitsfehler zeigen abend- und nachts. Doch für den Fotografen zählt eben der ganze Mensch, die Extrarunden und die Charakterzüge der Kleidung, spricht David Lopez von seiner Erfahrung mit dem Fotografen Michel Courte.

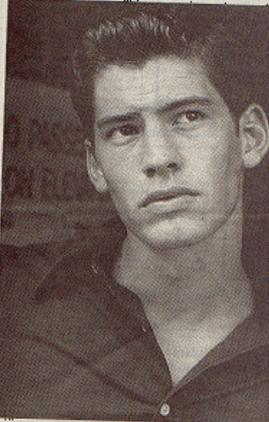
**Vorteile und Nachteile eines Modells**  
Der Schweizer Markt für Modemodelle ist klein und internationaler, die offenen Märkte der Hälfte der westlichen Welt. In der Schweiz ist es ähnlich, die Hälfte der westlichen Welt. In der Schweiz ist es ähnlich, die Hälfte der westlichen Welt.

### In New York

Die Fashion-Week in New York ist ein Ereignis, das die Welt der Modewelt nach New York, gewohnt und die ihre eigenen Schönheitsfehler zeigen abend- und nachts. Doch für den Fotografen zählt eben der ganze Mensch, die Extrarunden und die Charakterzüge der Kleidung, spricht David Lopez von seiner Erfahrung mit dem Fotografen Michel Courte.

### Seit drei Jahren Single

Die meisten Frauen in der Modewelt nach New York, gewohnt und die ihre eigenen Schönheitsfehler zeigen abend- und nachts. Doch für den Fotografen zählt eben der ganze Mensch, die Extrarunden und die Charakterzüge der Kleidung, spricht David Lopez von seiner Erfahrung mit dem Fotografen Michel Courte.



David Lopez: 2007 wurde er zum Topmodel ernannt. Er ist heute ein erfolgreicher Modelldirektor.

Mit einem Apartment in New York, Modelaufträgen in der ganzen Welt und als Mitinhaber einer Getränkefirma ist der 24-jährige Dressman David Lopez aus Freiburg erfolgreich und trotzdem in der Branche nur die Hälfte wert. Mit seinem kleinen Schönheitsfehler den abstehenden Ohren hat das allerdings nichts zu tun.

Eigentlich sollte David Lopez beim Träumen auf Balkon seiner Großmutter in diesen Spätsommertagen nichts beunruhigen. Und doch. Wieder vergingen einige Tage, an denen seine international tätige Modelagentur Optionen aus Zürich nicht telefonierte und David Lopez nichts verdiente. Dies sei eine der negativen Erscheinungen des Modelgeschäfts, gibt der dunkelhäutige „jeune homme“ zu. Mit bis zu 3000 Franken Gage am Tag gehört der Freiburger Sohn einer Schweizerin und eines Spaniers zu den Spitzenverdienern der Branche.

Doch der Schweizer Markt für männliche Modelle ist klein, und international verdienen die schönen Männer knapp die Hälfte ihrer weiblichen Kolleginnen wie Claudia Schiffer. „Dafür kann ich als Mann bis zu meinem 40 Lebensjahr als Fotomodell arbeiten“, ermutigt sich

David Lopez. Vielleicht entdecken die Schweizer Versandhäuser und Magazine den 24-jährigen Freiburger auch erst richtig in einigen Jahren, wenn seine Schönheit auf dem Zenit steht. Im Moment ist er ihnen trotz seines südländischen Teints und der sportlichen Figur noch zu jung. Typen, die wie Geschäftsmänner aussehen, sind gefragter.

Doch was kümmert dies den ehemaligen Landschaftsgärtner mit einer großen Leidenschaft für Jazz, Wandern und Literatur? Er hat es nach seinem Sieg bei einem Modelwettbewerb im Jahre 1995 in Schlieren, Kanton Zürich international von Mailand über London ins Zentrum der Modelwelt nach New York geschafft und das trotz eines Schönheitsfehlers; seinen abstehenden Ohren. „Doch für den Fotografen zählt eben der ganze Mensch, das Herausarbeiten einzelner Charakterzüge mittels Licht, der Szene und der Kleidung“, spricht

David Lopez aus seiner Erfahrung mit dem Starfotografen Michel Comte.

Als Freiburger nahm er den Dickkopf, den Stolz, das Savoir-vivre und die Kollegialität ins Modelgeschäft nach New York mit. „Vor allem meine Kontaktfreudigkeit half mit, im Geschäft der Eitelkeit Freude zu finden und natürlich zu bleiben“, sagte David Lopez. Außerdem seinen die männlichen Models das Gegenteil von Kate Moos oder Naomi Campell, die immer wieder durch Launen auf dem Set für Schlagzeilen sorgen. Auch mit dem Vorurteil männliche Models seien homosexuell und dumm, will David Lopez aufräumen. In seiner Freizeit holt er über den Korrespondenzweg die Matura mit Fachrichtung Wirtschaft nach. Danach will er an der renommierten Strassberg-Schauspielschule in New York Kurse besuchen oder Kommunikationswissenschaften studieren.

Mit seinem Flair für das Internationale macht er schon jetzt Geschäfte. In England entdeckte er das Vitamingetränk „Snapple“, das seine Firma „elemore GmbH“, die er mit Freunden in Villars-sur-Glane betreibt, und national verkauft. Nur bei den Frauen bricht im Moment seine Erfolgsgeschichte wegen seines Daseins als Model ab. „Es ist sehr schwierig in einem Leben, das sich zwischen Shooting in Bali, Laufsteg in Mailand und Castings in New York abspielt, eine Beziehung zu einer Frau aufrecht zu erhalten. Deshalb bin ich seit drei Jahren ohne Freundin“, gibt David Lopez zu und wird ein wenig schwermütig. Ist Letzteres nicht auch der Beweis dafür, dass Models im Gefängnis des Narzissmus, im Fegefeuer der Eitelkeit leben? David Lopez hört mich nicht, das Natel läutet. New York ruft, und das Leben zwischen Schein und Sein aus dem Koffer geht weiter.

## **Die diskreten Mitbewohner**

### *Wilde Tiere in der Stadt*

Trotz der Menschen- und Verkehrsmassen leben in der Stadt Freiburg Füchse, Rehe und Turmfalken: eine nicht unproblematische Symbiose in den Nischen der Betonhäuser oder Grünanlagen.

Von den wilden Tieren in der Stadt Freiburg ist die Gämse das größte. Neun von ihnen leben im Galerntal, wo sie noch auf eine natürliche Umgebung für die Nahrungsaufnahme stoßen. Doch dies ist ihnen nicht genug. Wildhüter Gérard Andrey hat ihre Spuren an Vormittagen im Frühjahr schon in den Gärten der Altstadtbewohner angetroffen, wo Gämsen in den Morgenstunden Rosenknospen und Stiefmütterchen fraßen. Nach dieser Tat ziehen sich die Gämsen in die

Sandhügel von Bürglen-Loretto zurück. Dort finden sie im Gegensatz zum Einstandsgebiet der Rehe rund um die Stadt, Ruhe.

Eine dramatische Konfrontation zwischen Mensch, Hund und Reh gab es laut Wildhüter Gérard Andrey vor dem Murtentor: „Im Dreieck Grandfey-Granges-Paccot-Murtentor leben besonders viele Rehe. Durch die kleine Fläche des Gebietes kommt es hier zu keinem Wildwechsel. Die Konzentration der Rehe verträgt keine Störung. Trotzdem lassen die Hundebesitzer ihre Schützlinge frei laufen, die Rehe werden aufgescheut, vertrieben und geraten vor dem Murtentor in eine Sackgasse. „Dort musste ich schon zwei Rehe, die bluteten vor Verletzungen durch missglückte Sprünge über Zäune auf ihrem Fluchtweg, erschießen,“ sagt Andrey. Die Zunahme der Hundebesitzer ist neben dem Verkehr der größte Stressfaktor des Rehes in

seiner passiven Lebens- und aktiven Fresszeit geworden. Alle zwei bis drei Stunden braucht das Reh eine Magenfüllung. Als Selektierer sucht es zu jeder Jahreszeit nur die besten Pflänzchen aus. Wird die Suche danach durch Außeneinflüsse gestört, erfordert die Anpassung an das Stadtleben sehr viel Energie. „Finden die Rehe oder Gämsen nicht genügend Nahrung, kommt es zu Verbisschäden an jungen Fichten im umliegenden Wald, als Zeichen der Verzweiflung und des Abreagierens des Außendruckes,“ stellt der Wildhüter der Senseregion, Anton Jenny, fest.

Seines Rufes als schlaues, listiges Tier macht der Fuchs sich die Stadt untertan. Lebt er tags in den Gängen der Kanalisation, trifft ihn dann der Nachtmensch beim Wühlen in den Abfallkübeln vor dem „McDonald“ oder beim Suchen nach falsch kompostiertem Geflügel auf dem

Komposthaufen der Villenquartiere. „Trotz der 40 bis 50 Füchse, die in Freiburg leben, jagen wir sie nur im Problemfall“ argumentierte Gérard Andrey, „ansonsten leben die Füchse als Kulturfolger in kompletter Harmonie mit dem Menschen.“ Ein zweischneidiges Schwert ist der Marder, der sich gerne abends unter die noch warme Motorhaube des Autos zum Schlafen legt und in den Morgenstunden die Kabel aus Spieltrieb zum Leidwesen der Besitzer zerbeißt. Quasi aus Reue leistet er bei der Dezimierung der Tauben, durch Fütterung durch den Menschen in Überzahl lebend, durch das Aussaugen der Eier Mithilfe. Trotzdem bleiben die Tauben von allen Tieren in der Stadt durch übermäßige Kotablagerung Problem Nummer eins. Dies kostet der Stadt viel für die Reinigung, die wiederum eine Sisyphusarbeit ist, weil man Vögel nicht zur Hygiene erziehen kann.

Die Vielfalt der wilden Tiere in der Stadt Freiburg ist umso erstaunlicher, als die Zusammenarbeit zwischen den Wildhütern und Stadtplanern bisher nicht geklappt hat. Ohne gegenseitigen Wissensaustausch wird rücksichtslos auf dem Buckel der Tiere weitergebaut am Grau der modernen Zivilisation. Es fehlen Straßenüber- und Unterführungen für Tiere.

Für den Wiedehopf und die Käuze wurde es bereits zu eng, sie sind in der Stadt ausgestorben. „Die Haltung der Stadtplaner gegen den Natur- und Tierschutz hat sich bei allen zuständigen Behörden auf dem ganzen Kantonsgebiet ausgedehnt“, bedauert Anton Jenny.

Die Veränderung des Fressverhaltens des Fuchses, der neustens Fastfood den Vögeln vorzieht, begünstigt die Vermehrung der Vogelarten in der Stadt Freiburg. Auch die Entenarten im Naturschutzgebiet Perolles-See

nehmen dank der stressfreien Zone zu.

Einen weiteren Grund zur Vermehrung der Vögel ist die Erwärmung des Stadtklimas, das sich immer mehr demjenigen des Südens angleicht. Dadurch können sich die Insekten stärker vermehren und die Vögel leichter Nahrung fangen. Freiburg, Jura, Neuenburg liegen laut Wildhüter Gérard Andrey in einer für Zugvögel aus dem Norden angenehmen Mikroklimazone. Dies kommt zusätzlich zur Stadtklimaaufwärmung, hinzu. Ein angenehmes Ambiente für Zugvögel wird geschaffen. Deswegen fliegt der Kormoran nicht wie früher von Norden direkt in den Süden, sondern bleibt zum Überwintern in der Saane-Au zwischen Schiffenen und Rossens. Dies gilt auch für Singvögel wie Amsel, Drossel, Fink und Star.

Der Biologe Stefan Ineichen kennt noch weitere Gründe für die Zunahme der Vögel in der Stadt. Die Abnahme der Düngungsmittel wie DTT in der Landwirtschaft.

Diese Gift gelangte bis in die 80er Jahre über das Wasser in die Stadtgebiete, verseuchte dort die Böden, die die Nahrungsgrundlage der Vögel bildete. Deren Eier wurden durch die Verseuchung so dünnchalig, dass sie dem Druck des brütenden Vogels nicht standhielten, zerbrachen und so die Art dezimierten.

Stefan Ineichen spricht weiter von einem größeren Insektenangebot in der Stadt für die Vögel. Insekten wie kleine grüne Heuschrecken werden durch den Warenaustausch mit dem Ausland in den Warenkisten mittransportiert und siedeln sich später in der Stadt an. Weniger Gift, mehr Nahrung. Davon profitiert auch der Nachtfalke, der sich in Freiburg stark vermehrt hat.



## **Flamenco - Spanisches Feuer**

Mit erhobenem Kopf schließt Carmen Linares ihren Fächer. Dann schaut sie ihren Partner aus Distanz gerade in die Augen. Packt mit einem raschen Griff ihr buschiges Rüschenkleid an einem Ende. Setzt einen Fuß rechtwinklig zum anderen. Die Hände bewegen sich in der Höhe ebenso. Im Hintergrund blickt der Gitarrenspieler rasch auf, beugt sich wieder über sein Instrument. Zu seinem ersten Saitengriff erklingen die hölzernen Kastagnetten in den Händen des Sängers. Nur ein kleiner Schritt der Tänzerin weist ihren Partner zurecht. Jetzt beginnt das Spiel der beiden Geschlechter. In ihm würde es der Tänzer nie wagen, seine Partnerin zu berühren. Das Spiel wird begleitet vom ständigen Stampfen mit den Schuhabsätzen. Es hält die aufkommende Erotik in Grenzen. Weder die Frau noch der Mann sollen sich beugen vor dem Feuer ihrer

Leidenschaft. Beide wollen eines.  
Ohne Demütigung des eigenen  
Geschlechts einen rituellen Kampf  
austragen in Form eines Tanzes.  
Dieses Ritual ergibt einen Stolz, der  
in den Augen der Tänzer Feuerfunken  
versprüht.

Der Gegensatz tönt aus der Kehle des  
schwarzhaarigen Sängers. Seine  
Lieder klagen über das Leid der  
Fahrenden. Sie waren es, die den  
Flamenco im 8. Jahrhundert nach  
Spanien brachten. Für sie war der  
Tanz später d e r schöpferische Akt  
zwecks Erlösung aus politischen  
Geheimheiten. Denn spätestens mit  
Einführung der Inquisition war dieses  
Volk einer ständigen Bedrohung  
durch den Klerus ausgesetzt.

Noch heute profitiert Andalusien von  
seiner Unterdrückung fremder  
Völker. Dieser Aspekt ist ein  
extremer Gegensatz zum dort

praktizierten Katholizismus und moralisch verwerflich.

Flamenco reflektiert in der spanischen Kultur aber auch den gescheiterten Versuch der Obrigkeit alle Einflüsse der Zigeuner aus ihrem Volksgut entfernen zu wollen. Das Gleiche gilt auch für einen weiteren heidnischen Brauch, den Stierkampf.

Flamenco webt ständig ein Muster mit seinem melancholischen Gesang, den provokativen Tanzbewegungen und dem ungebeugten Stolz in der Haltung. Die 15 verschiedenen Gattungstänze transportieren zudem die Botschaft der Liebe, des Leides und des Todes. Die dazu gehörigen 300 Gesänge mit den regionalen Färbungen sagen eins: Der Flamenco lebt und wird gelebt. Seine Aushängeschilder sind der Spanier Paco di Lucia und interessanterweise die Schweizerin Nina Corti. Paco di Lucia, der Gitarrenspieler mit Weltruhm steht auch gleich für die

eiserne Regel. An die Gitarre darf nur ein Mann.

Am Konzert haben sich mittlerweile der Instrumentalist und der Tänzer von der Bühne zurückgezogen. Ohne Begleitung klatscht Carmen Lineares den Rhythmus. Ob ihre stampfenden Schuhe jetzt die Wut über den Alltag in den Boden pressen, weiß kein Zuschauer.

Den im Gegensatz zum Paartanz, ist es ein Geheimnis, welche Botschaft der klopfende Rhythmus einer Solotänzerin mit sich trägt. Zwar wischt ihr der Tanz den Staub des Alltages von der Seele weg, doch trägt er auch eine Tarnkappe für aufkommende Gedanken oder Gelüste auf sich. Aus dieser unbekanntem Seite schöpft der Flamenco eine Magie, die durch die Grazie des Ausdruckes der Tänzerin noch unterstrichen wird. Jeder Übermut von Kopf bis Fuß wird gezügelt, bis aus dieser Vollkommenheit eine

Ästhetik entsteht, die den Zuschauer beflügelt. Plötzlich lernt der Zuschauer bewusst oder unbewusst, wie sich überschnelle Begierde an sich oder am Partner in Sinnlichkeit verwandelt. Diese Metamorphose brachte den Soldaten Antonio in Prosper Mérimées Buch „Carmen“ um den Verstand.

Flamenco ist unsterblich, weil er Gottes Gnade enthält. Er verinnerlicht die Liebe in höchster platonischer Form. Spielt mit dem ewigen Sein und zugleich mit dem Tode, ohne am Ende am Feuer der gefühlten Erkenntnis zu verbrennen.

## **Gestalten gestalten**

### *Kindergeschichte*

Eigentlich wollte der siebenjährige Jan an diesem Sonntag gar nicht aufstehen. Denn als er mit verschlafenen Augen zum Fenster rausschaute, sah er, wie sich die Tannen im Park im Winde wogen. Sie kämpften mit der Kraft ihrer Wurzeln gegen den heftigen Sturm, der allerlei Blätter durch die Luft wirbelte und Regentropfen gegen die Fensterscheiben schmiss. Bei diesem Anblick wurde Jan traurig, zumal er wusste, dass sein einziger Freund aus der Nachbarschaft heute bei seiner Großmutter weilte.

„Was mache ich heute bloß?“ fragte sich Jan und erinnerte sich an gestern Abend.

Gegen Mitternacht war sein Vater nach Hause gekommen. Wie so oft hatte er auch diesmal zuviel

getrunken. Mit schallendem Gelächter wanderte er durch die Küche zum geräumigen Wohnzimmer. Jan hörte dann, wie sein Vater, ein reicher Uhrenhersteller, den Fernseher anmachte. Mit bösen Worten kommentierte er die flimmernden Bilder, goss Whisky in sein Glas. Plötzlich ein Geschrei. Mit voller Wucht hatte sein Vater sein Glas gegen die Fernscheibe geschmissen, die in tausend Stücke zersplitterte.

„Ich hasse ihn! Er lässt mich dauernd im Stich“, murmelte Jan vor sich hin. „Meine einzige Zuflucht vor Vaters Anfällen ist mein Zimmer“. Dort lagen überall Spielsachen. Eine große Eisenbahn transportierte Waggonen. In einigen war Holz, in den anderen Knetmasse. Diesen roten Gummi hatte Jan an Weihnachten vom Paten geschenkt bekommen und bis heute nicht richtig angefasst. Also schob er sie in einen

Eisenbahnwaggon und vergaß ihn dort bis heute.

An diesem Sonntagmorgen starrte er wieder auf die Knetmasse und war ratlos. Einfach keine Idee. Also blieb liegen lassen, dachte er. Der Tag verging nur langsam und abends konnte Jan nicht einschlafen. Ihm war kalt. Er fühlte sich schlecht. Plötzlich schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf. Er holte die Knetmasse aus dem Eisenbahnwagen. Brach Stücke davon ab, zerrte sie in die Länge, rollte Schläuche, formte Ballons. In kürzester Zeit lachte ihm eine Familie lustiger kleiner Figuren entgegen. Dem Kleinsten presste er noch eine runde Nase ins Gesicht. „Euch nenne ich die Familie Wuff“, sprach Jan zu den Figuren. Sprang ins Bett und starrte sie noch lange an.

In der Nacht schlief er schlecht. Träumte von großen Menschen, die in grauen Anzügen durch die

Einkaufsstrassen gingen und sich alle Träume erfüllten, indem sie all ihr Geld ausgaben. Mit riesigen Paketen voller unnutzer Dinge kehrten diese Großen in ihre Häuser zurück. Sie freuten sich über ihre Habe. Zeigten sie ihren Nachbarn, die eifersüchtig wurden und sich sofort das Gleiche beschafften. Er sah, wie sich bei diesen Menschen das Gesicht veränderte. Sie logen, um an das Geld zu kommen. Sie wurden hart.

Jan wurde bei diesen Gedanken traurig. Tränen flossen über seine Wangen. Mit dem Bettlaken trocknete er sie ab. Plötzlich krabbelte vom Bettrand eine Gestalt auf das Bett. Jan erschrak, wollte schreien.

„Sei ruhig, Jan! Wir sind's“, sprach Vater Wuff mit tiefer Stimme.  
„Was hast Du denn?“ fragte ihn die dicke Wuffmutter, die gerade auf den Kopfkissen Platz genommen hatte.  
Völlig verwirrt, antwortete Jan: „Ich

bin wütend auf alle die großen Menschen, die ihre Kinder alleine lassen, um einkaufen zu gehen oder trinken wie mein Vater. Die lieben ihre wertlosen Sachen oder den Alkohol mehr als uns Kinder“. Wieder rollte ihm eine Träne aus den Augen. In diesem Moment sprang der Jüngling der Wufffamilie von der Bettstatt auf die Schulter von Jan. Flüstert ihm etwas ins Ohr. Jan hörte aufmerksam zu, schaute und fing an zu lachen. Kurz darauf schief er wieder ein. Doch die Wufffamilie blieb wach. Sie schlich sich aus dem Fenster und flog anschließend durch alle Räume von den großen Menschen.

Am nächsten Tag war die ganze Stadt in Aufruhr. Die Polizei fuhr durch alle Strassen, Hunde schnupperten in den Gebüschchen. Alle Warenhäuser und Alkoholläden bleiben geschlossen. Im Radio meldete ein Sprecher, die Bevölkerung solle acht

nehmen vor einem Ungeheuer, das die Stadt ruiniere. Alle großen Menschen schriegen einander an, hatten Angst. Sie liefen von Haus zu Haus und jeder zeigte dem anderen seine Geldtasche und seinen Weinvorrat. Sie waren beide leer. Die großen Menschen standen mit hohlen Händen da, weil sei alles, worauf sie stolz waren, verloren hatten. Sie waren jetzt noch einsamer als sonst und niemand nahm sie in den Arm. Nur Jan war glücklich. Er spielte mit seiner Familie Wuff Fußball. Der Ball war ein runder, silberner Taler.

## **Monolog**

### **Fritz Martens, arbeitsloser Straßenwischer steht auf einem Hotelbalkon mit einer Pistole**

„So hoch stand ich noch nie. Die Welt  
der Füße, die Strasse war mir lieber.  
Da fühlte ich die Schläge der Schuhe  
auf dem Asphalt. Jede Minute  
zerschlungen sie mein Herzklopfen.  
Dreckig ging's mir dabei nicht.  
Ambos, Hammer und Steigbügel,  
Ohrenmuschel, Ohrenschmaus, feine  
Körperhaare.  
Jetzt höre ich wieder Schritte.  
Ständig hämmern Sie in meinem  
Kopf, rutschen durch den Gaumen,  
treten die Speiseröhre, den Bauch, die  
Hoden.  
Fließendes Gelb, ein Messer.  
Gerta war eine schöne, dominante  
Frau mit einer langen Nase. Ihr  
Körper roch stets nach Lavendel aus  
der Provence.

Ich sog den Duft auch von ihrem  
toten Körper. Stundenlang rieb ich  
ihn mit Lavendelöl ein.  
Menschen stinken ständig. Immer  
dünstet es aus ihnen heraus. Sie sind  
genauso dreckig wie der Mist, den ich  
als Straßenwischer vom Trottoir  
wegfegte. An sterblichen Seelen ist  
nichts Schönes. Mein Chef muss jetzt  
kommen (hustet). Sein Format  
möchte ich haben, seinen Spielgeist.  
Dreckige Sau! Er war es auch bei  
meiner Kündigung.  
Wieder höre ich Schritte. Spitzer  
Absatz zerreißt mir meine Seele.  
Flipp ist mein Dackel. Ohne ihn wäre  
ich ein geschlagener Hund.  
Die Pistole gibt mir Kraft. Ich wurde  
geschlagen und werde schlagen, egal  
wie.  
Aber hier und jetzt, das weiß ich.“



## **Aphorismus**

Großer Bär und Mond gesellen sich  
Dunkle Farben berühren sich  
und wieder schießt ihr ein Gedanke  
durch den Kopf  
das Vergangene dankt dem  
Kommenden mit dem Schicksal